KULTUR

OÖ. HEIMATBLÄTTER

2012 HEFT 3/4

Beiträge zur Oö. Landeskunde | **66. Jahrgang** | **www.land-oberoesterreich.gv.at**

LAND OBERÖSTERREICH

OBERÖSTERREICHISCHE HEIMATBLÄTTER

66. Jahrgang 2012 Heft 3/4

Herausgegeben vom Amt der OÖ. Landesregierung, Direktion Kultur

Willibald Katzinger: Nepomukiade oder die wandernden Heiligen von Linz 121

Regine Jungwirth: Die Stadtgewässer Eferdings und ihre fischereiwirtschaftliche Nutzung während des 16. und 17. Jahrhunderts 163

Stefan Reifeltshammer: Indizien für historischen Weinbau in der Landschaft – Trassierungen mit Trockensteinmauern 196

Ernst Kollros: Joseph Berres Edler von Perez – Ein altösterreichischer General und Maler mit Oberösterreichbezug 207

Maria Rachinger: Zum 100. Todestag des oö. Komponisten Josef Hofer – Musikalisches Bild einer Landpfarre um 1900 215

Thekla Weissengruber: „Zwischen zwei Heimaten". Josef Andreas Kauer 228

Olaf Bockhorn: Volkskundliche Publizistik – Zum Gedenken an Prof. Dr. Helene Grünn (1918–2011) 234

BUCHBESPRECHUNGEN 238

Medieninhaber: Land Oberösterreich

Herausgeber: Amt der OÖ. Landesregierung, Direktion Kultur

Zuschriften (Manuskripte, Besprechungsexemplare) und Bestellungen sind zu richten an den Schriftleiter der OÖ. Heimatblätter:

Camillo Gamnitzer, Amt der OÖ. Landesregierung, Direktion Kultur, Promenade 37, 4021 Linz, Tel. 0732/7720-15477

Jahresabonnement (2 Doppelnummern) € 12,– (inkl. 10 % MwSt.)

Hersteller: TRAUNER DRUCK GmbH & Co KG, Köglstraße 14, 4020 Linz

Grafische Gestaltung: Mag. art. Herwig Berger, Steingasse 23 a, 4020 Linz

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge zeichnet der jeweilige Verfasser verantwortlich

Alle Rechte vorbehalten

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Schriftleitung keine Haftung

ISBN 3-85393-015-8

Titelbild:
Aus „Nepomukiade …“ (Beitrag Katzinger)

Mitarbeiter:

Dr. Willibald Katzinger
Stadlgasse 21, 4470 Enns

Dr. Regine Jungwirth
Paracelsusstraße 12, 4070 Eferding

Dipl.-Ing. Dr. Stefan Reifeltshammer
Amt der Oö. Landesregierung, Direktion für Landesplanung, wirtschaftliche und ländliche Entwicklung – Abteilung Naturschutz
Bahnhofplatz 1, 4021 Linz

Dr. Ernst Kollros
Unterer Markt 5, 4292 Kefermarkt

Maria Rachinger
Robert-Stolz-Straße 5, 4020 Linz

Mag. Dr. Thekla Weissengruber
Oö. Landesmuseen, Sammlung Volkskunde – Textil
Schlossmuseum, Schlossberg 2, 4010 Linz

Univ.-Prof. Dr. Olaf Bockhorn
Anzbachgasse 63, 1140 Wien

Nepomukiade oder die wandernden Heiligen von Linz

Von Willibald Katzinger

Im Rahmen des Festivals der Regionen trafen sich im Juni des Jahres 1999 etliche Nepomukstatuen im Arkadenhof des Landhauses zu Linz. Die Kunstaktion wollte auf das Schicksal der einsamen Heiligen aufmerksam machen, die auf den Brücken Oberösterreichs in unserer hektischen Welt ein fast völlig unbeachtetes Dasein fristen. Statt von den Menschen verehrt zu werden, braust der Verkehr an ihnen vorbei, und die Abgase der Automobile schwärzen sie zudem noch ein. Die damals aus denkmalpflegerischen Gründen vielfach kritisierte Kunstaktion gab ihnen die erste Gelegenheit, sich im Schatten des Planetenbrunnens auszutauschen und ihr Schicksal gemeinsam zu beklagen. Sogar der Herr Landeshauptmann schüttelte ihnen symbolisch die Hand, und Fachleute tagten, um sie zu würdigen.[1]

Für die Linzer Nepomuke war die kurze Reise in den Hof des Landhauses allerdings ein Dejà-vu-Erlebnis, denn jeder von ihnen hatte sich schon zuvor mindestens einmal auf Reisen begeben müssen. Keiner von ihnen befindet sich heute auf dem Platz, an dem er ursprünglich aufgestellt worden ist. Das wird wohl daran liegen, dass Brücken dann und wann weggeschwemmt werden oder aus sonstigen Gründen erneuert werden müssen. Da es im heutigen Linz viele Brücken gibt, ist auch die Zahl der dazugehörenden Heiligen beträchtlich. Offenbar hat jede alte Brücke im Land ihren eigenen Johannes Nepomuk.

Der „schönste Nepomuk von Linz", seit den 1960er-Jahren in Enns neben der Villa Hohenlohe am Schmiedberg. Foto: Hildegard Katzinger 2011

In der Donaustadt sind es gleich sieben im öffentlichen Raum und dazu noch ein kleinerer in einer Wegkapelle an der Freistädter Straße. Vier weitere stehen in den Klostergärten der Karmeliten, der

[1] Peter Arlt, Nepomuk-Treffen, in: Festival der Regionen 1999 Randzonen. Ein Katalog. – Linz 1999, S. 52 ff.

Barmherzigen Brüder, der Barmherzigen Schwestern und im Bischofshof. Schließlich ziert noch ein kleiner Nepomuk die Fassade des ehemaligen Cafés Gerhardinger in der Bethlehemstraße 20.

Im halböffentlichen Raum, in den Kirchen der Stadt, finden sich Plastiken des Heiligen von Ebelsberg über Kleinmünchen, am Freinberg, bei den Elisabethinen, Ursulinen und Karmeliten, dazu noch im Alten Dom, der Stadtpfarrkirche und bei den Minoriten.

Diese haben sich in der Regel nicht von der Stelle bewegt. In drei Kirchen sind dem Heiligen sogar eigene Kapellen eingerichtet worden: bei den Karmeliten, den Jesuiten und in der Stadtpfarrkirche. Summa summarum zählen wir mehr als 20 Nepomuk-Statuen in der Stadt, die alle aus der Zeit zwischen 1700 und 1780 stammen.[2] Damit liegt Johannes im Ranking der heiligen Heerschar ganz vorn und schlägt als „böhmischer" Heiliger die heimischen Größen wie Florian und Leopold bei weitem. Dazu bleibt er aktuell, wie das Treffen im Landhaus bezeugt, und hat es sogar zu einer eigenen Website gebracht, die vom Infocenter des Museums in der tschechischen Stadt Nepomuk betrieben wird und sich bemüht, alle Nepomuke dieser Welt zu sammeln. In der bayrischen Stadt Plattling gibt es sogar ein eigenes Nepomuk-Museum.[3]

Warum das so ist und wo sich die die Linzer Nepomuke ursprünglich befanden, soll im Folgenden zu klären versucht werden. Zuvor wird auf die Legende selbst einzugehen sein, ihren historischen Hintergrund und auf die darin handelnden und behandelten Personen.

Legende und Wirklichkeit

Die „Fankurve" des aus dem Spätmittelalter stammenden Johannes Nepomuk zeigte ab der Barockzeit steil nach oben. Im Königreich Böhmen verdrängte er den alten Wenzel aus der Funktion als Landesheiliger, den heiligen Veit und auch Jan Hus. Noch heute ist er Schutzpatron von Böhmen, Bayern, Salzburg, Seckau, Correggio, Prag, Banat und Santander in Spanien. Ferner war und ist er Schutzheiliger der Beichtväter, Priester, Schiffer, Flößer und Müller, Hüter des Beichtgeheimnisses und der Verschwiegenheit schlechthin. Man rief ihn bei Wassergefahren an und machte ihn schließlich zum omnipräsenten Brückenheiligen.[4]

Die Legende seines Martyriums, welche als weitgehend bekannt vor-

---

2 Justus Schmidt: Die Linzer Kirchen (Österreichische Kunsttopographie XXXVI). – Wien 1964, 514 S.; Die profanen Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Linz. 1. Teil: Die Altstadt. Bearb. Alexander Wied nach Vorarbeiten von Justus Schmidt. Beitr.: Renate Kux-Jülg – Georg Wacha. Red.: Marlene Zykan (Österreichische Kunsttopographie XLII). – Wien 1977, 550 S.; Die profanen Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Linz. 2. Teil: Die Landstraße – Obere und Untere Vorstadt. Bearb.: Herfried Thaler – Ulrike Steiner. Beitr.: Georg Wacha, Theodor Brückler, Rudolf Kropf, Vorarb.: Justus Schmidt – Alexander Wied. Red.: Ulrike Steiner – Theodor Brückler (Österreichische Kunsttopographie L). – Wien 1986, XLIV, 330; Die profanen Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Linz. Außenbereiche Urfahr-Ebelsberg, Bearbeitet von Herfried Thaler, Bernhard Prokisch, Ulrike Steiner, Theodor Brückler, Helmut Lackner, Gerhard Stadler, Anneliese Schweiger, Georg Wacha, Andreas Lehne (= Österreichische Kunsttopographie LV). – Wien 2001, 652 S. und DEHIO Linz, hg. vom Bundesdenkmalamt. – Wien 2009, 768 S.

3 http://www.sjn.cz/de/uebersicht.htm und www.nepomukverein-plattling.de.

4 So die Angaben bei http://de.wikipedia.org/wiki/Johannes_Nepomuk.

ausgesetzt werden darf, besagt in aller Kürze, dass er sich als Beichtvater der Königin Johanna standhaft geweigert habe, dem eifersüchtigen königlichen Gemahl Wenzel deren intimste Geheimnisse zu verraten, als dieser ihn dazu aufforderte. Darob sehr erzürnt, ließ ihn der König am 20. März 1393 verhaften, foltern und dann – als er dem Tod schon nahe war – von der Karlsbrücke in Prag in die Moldau werfen. Sogleich geschah das erste Wunder, welches in drei Versionen überliefert ist. Nach der einen sind die Wasser der Moldau versiegt, nach der anderen kräuselten sich fünf Flammen an jener Stelle, wo der Leichnam in den Fluten versank.[5] Die dritte und wahrscheinlichste Variante besagt, dass seine sterblichen Überreste von Fischern nicht weit unterhalb der Karlsbrücke am Ufer der Moldau gefunden wurden; sie haben den zunächst Unbekannten in der Kirche zum Heiligen Kreuz bestattet.[6] Gemeint ist vermutlich die Kostel sv. Vojtěcha v Jirchářich (Adalbert-Kirche), an die eine Heilig-Kreuz-Kapelle angebaut war, und die im ehemaligen Prager Gerberviertel liegt. Erst als seine Identität geklärt war und sich immer mehr Verehrer am Grab des Ermordeten einfanden, wurde er exhumiert und im Veitsdom zu Prag bestattet.

Genaue Kennzeichnung der Stelle, an der Johannes Nepomuk von der Brücke in die Moldau geworfen wurde. *Foto: Widars Klagesturm*

Der genaue Tatort ist an der Karlsbrücke mit einem sogenannten Patriarchen- oder Erzbischofskreuz gekennzeichnet, an dessen fünf Balken-Enden Sterne auf die erwähnten Flammen hinweisen.[7] Normalerweise schweben diese fünf Sterne an einem Ring über den Häuptern der Nepomukstatuen. So weit, so gut. Doch hat die Legende – wie viele andere Heiligenlegenden auch – mehrere Haken. Sie werden am deutlichsten sichtbar, wenn man sich den handelnden Personen nähert.

---

5 Die beste Kurzinformation außer Wikipedia bei Christoph Dahm im Biographisch-Bibliographischen Kirchenlexikon Bd III (1992), Sp. 498–501, abrufbar unter http://www.bbkl.de/j/Johannes_v_nepo.shtml; fast wortgleich vom selben Autor die Eintragung in der „Ostdeutschen Biographie", die von der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen in Bonn betreut wird: http://www.ostdeutsche-biographie.de/nepojo93.htm; kurz und informativ der Artikel St. John Nepomucene in The Catholic Encyclopedia. Auch das Ökumenische Heiligenlexikon schildert das Wunder ohne Ausschmückung: http://www.heiligenlexikon.de/BiographienJ/Johannes_Nepomuk.htm.

6 Wohl eher am Friedhof, denn warum sollten sie eine anonyme Wasserleiche in der Kirche bestatten: Otto Abel, Die Legende des heiligen Nepomuk. – Berlin 1855, S. 15 f.

7 Angebracht von „Widars Klagesturm" am 22. April 2009.

Das Opfer: Johannes Nepomuk (um 1350–1393)[8]

Die unterschiedliche Schreibweise seines Namens (Johannes Nepomuk oder Johannes „von" Nepomuk) ist ein wenig verwirrend, denn das „von" könnte auf eine adelige Abkunft schließen lassen. Es ist jedoch wie z. B. bei Franz „von" Assisi geografisch zu verstehen und hätte beim häufigen Vornamen „Johannes" zur Unterscheidung von anderen Heiligen durchaus Berechtigung. Doch müsste es dann korrekterweise Johannes von Pomuk lauten, denn das war in der Mitte des 14. Jahrhunderts der Name des Marktfleckens ca. 35 Kilometer südöstlich von Pilsen, in dem er als Sohn des Marktrichters geboren wurde.[9] Warum die Siedlung im 15. Jahrhundert mit dem Präfix „Ne" ergänzt wurde und was es übersetzt bedeutet, konnte ich bis jetzt nicht eruieren. Die häufig angebotene Interpretation, wonach man darunter „Einer aus Pomuk" verstehen sollte, ist mehr als fraglich, denn das tschechische „ne" ist wörtlich mit „nein" und nicht mit „einer" zu übersetzen.

Pomuk hieß auch ein Zisterzienserkloster,[10] welches ca. eineinhalb Kilometer nördlich der Bürgersiedlung im 12. Jahrhundert (1145) vom Kloster Ebrach in Franken aus gegründet worden war. Es lag am Fuße eines Hügels mit dem Namen Zelená Hora (deutsch: Grüner Berg), der bei der späteren Heiligenverehrung noch eine wichtige Rolle spielen sollte. Die Abtei wurde 1420 von den Hussiten niedergebrannt und nicht mehr wiedererrichtet. Übrig geblieben ist ein Dorf namens „Klášter", welches nach Auskunft der Literatur gleichzeitig mit dem Stift entstanden sei. Das mag

[8] Die Literatur zu einem so berühmten Heiligen ist naturgemäß umfangreich und wird für Interessierte hier nach Christoph Dahm (wie Anm. 5) und anderen Lexikonartikeln zitiert, eingesehen wurde sie nicht: J. Th. A. Berghauer, Vita, martyrium et Mors Protomartyris Poenitentiae eiusque Sigilli Custos semper fidelis Johannes von Nepomuk, 2 Bde., 1736/61; – Anton Ludwig Frind, Der hl. Johannes von Nepomuk. Denkschrift zur Feier des dritten Jubiläums der Heiligsprechung, 1879, Neudruck mit kritischem Anhang v. Wenzel Anton Frind, 1929; – Th. Schmude, Studien über den hl. Johannes von Nepomuk, in: Zeitschrift für Katholische Theologie (1883), 52–123; – F. M. Bartŏs, Světec temna, Johannes Nepomuk (Der Heilige der Finsternis, Johannes Nepomuk), 1921; – Fr. Stejskal, Svatý Johannes Nepomuk (Der hl. Johannes Nepomuk), 2 Bde., 1921/22; – Josef Weißkopf, Der hl. Johannes von Nepomuk, in: Theologisch Praktische Quartalsschrift 79 (1926), 72–85, 264–281, 481–495; 84, 1931, 102–112, 260–266; – Ders., Johannes von Nepomuk, 1948; – Leopold Schmidt, Johannesandachten und Nepomuklieder in Niederösterreich und im Burgenland, in: Jahrbuch des österreichischen Volksliedwerkes 9, 1960, 20–39; – Johannes von Nepomuk. Katalog der Ausstellung des Adalbert Stifter-Vereins anlässlich der 250. Wiederkehr der Seligsprechung des Johannes von Nepomuk, 1971 (mit Beiträgen); – Jaroslav V. Polc/V. Ryneš, Svatý Johannes Nepomuk (Der hl. Johannes Nepomuk), 2 Bde., 1972; – Johannes von Nepomuk. Variationen über ein Thema. Katalog der Ausstellung in Schloss Corvey/Weser, 1973 (mit Beiträgen); – Ferdinand Seibt (Hg), Bohemia Sacra. Das Christentum in Böhmen 973–1973, 1974, bes. 339 f., 462 f., 541–543 (Person- u. Frömmigkeitsgeschichte); – Emil Valasek, Der hl. Johannes von Nepomuk (Forschungsbericht), in: Arch. f. Kirchengesch. v. Böhmen-Mähren-Schlesien 4, 1976, 177–193; – 250 Jahre hl. Johannes von Nepomuk. Katalog der 4. Sonderausstellung des Dommuseums zu Salzburg Mai bis Okt. 1979, 1979; – Silvia von Brockdorff, Johannes von Nepomuk, in: Peter Manns (Hg), Die Heiligen. Alle Biographien zum Regionalkalender für das deutsche Sprachgebiet, 1979[4], 419–421; – Tadeusz Adamek, Sw. Johannes Nepomuk i jego relikwiarz na Jasnej Górze (Der hl. Johannes Nepomuk u. sein Reliquiar in Tschenstochau), in: Studia Claromontana 3, 1982, 371–380; – Esther Horjen-Schieche, Der Heilige in der goldenen Stadt, in: Sudetenland 25, 1983, H. 2, 113 f.; – Johanna v. Herzogenberg, Zum Kult

schon sein, doch die Häuser des Ortes sind in den Ruinen des Stiftes errichtet worden, was noch deutlich zu sehen ist. Da nun „Klášter“ übersetzt nichts anderes bedeutet als „Kloster“, ist die Wahrscheinlichkeit größer, dass das Dorf erst aus den Ruinen des Klosters entstanden ist und deswegen so heißt. Wie dem auch sei, mit der Abtei hatte Johannes Nepomuk ohnedies nichts oder nur wenig zu schaffen, auch wenn die Legende ihn dort seine Jugend verbringen lässt.

Die weltliche Siedlung Pomuk war seit 1254 mit Marktrechten privilegiert und wurde 1413 ausgerechnet von jenem Herrscher (König Wenzel IV.) zur Stadt erhoben, der 20 Jahre vorher ihren nachmals berühmtesten Sohn hingerichtet hatte. Würde man der Phantasie freien Lauf lassen, könnte man darin eine Wiedergutmachung sehen. In Wahrheit weist aber nichts darauf hin, dass die Pomuker im Spätmittelalter besonders stolz auf Nepomuk gewesen wären. Seine Verehrung setzte in der Heimatstadt erst mit der Heiligsprechung 1729 massiv ein. Dann aber erwies man dem Ort mit der Errichtung einer neuen Nepomuk-Kirche, die von Kilian Ignaz Dientzenhofer geplant worden ist, den gebührenden Respekt. Dientzenhofer war zu seiner Zeit eine Berühmtheit und der Barockbaumeister Böhmens schlechthin.

Der Sohn des Marktrichters wird daheim wohl die Pfarrschule besucht haben und gut ausgebildet worden sein. 1369 war er angeblich „kaiserlicher“ Notar in der Kanzlei des Prager Erzbischofs. Das kann wiederum nicht ganz stimmen, denn Kanzler des Reiches war um diese Zeit Johann von Neumarkt. Der aber war Bischof von Leitomischel und Olmütz, nicht Erzbischof von Prag.[11] Er zählte zum engsten Kreis um Kaiser Karl IV. und hat dessen Kanzlei von Grund auf reformiert. Wenn Johannes Nepomuk auf diesem Posten arbeitete, hat er die denkbar beste Berufsausbildung genossen.

des hl. Johannes von Nepomuk, in: Das Tor. Düsseldorfer Heimatbl. 51, 1985, H. 9, 4–10; – Ludmila Sochorova, Postava Johannes Nepomuk a lidove divadlo 18. stoleti (Die Gestalt des Johannes Nepomuk u. d. Volkstheater d. 18. Jh.), in: Česka Literatura 33, 1985, 438–446; – Wetzer-Welte VI, 1725–1742; – Ottuv Slovník Naučný XII, 1055 f.; – Doyé I, 579–581; – EC VI, 574–576; – CathEnc VIII, 467; – LThK V, 1065; – NDB X, 562 f.; Karl Böck, Menschen und Heilige. 2. Aufl. Donauwörth 1986, S. 192–195; Reinhold Baumstark / Johanna von Herzogenberg / Peter Volk (Hg), Johannes von Nepomuk 1393–1993, München 1993; Ivan Slavík: Čtení o sv. Janu Nepomuckém,- Strakonice 1993; Vít Vlnas: Jan Nepomucký Česká legenda 1993; Hans Pörnbacher, J. ist sein Name. Lindenberg 2007; Papst Benedikt XVI., Homilia in vesperarum celebratione apud cathedrale templum Sancti Viti, in: AAS 101. 2009, S. 845–848.

9 http://www.mistopis.eu/mistopiscr/podbrdsko/nepomucko/nepomuk/nepomuk.htm; http://de.wikipedia.org/wiki/Nepomuk_(Stadt).

10 http://de.wikipedia.org/wiki/Kloster_Nepomuk; die anstelle eines hussitischen Tabors am Grünen Berg im 15. Jahrhundert errichtete Burg, die 1670–1688 zu einem Schloss umgebaut wurde, geriet zu Beginn des 19. Jahrhunderts ins Rampenlicht der europäischen Öffentlichkeit, als im dortigen Archiv eine Handschrift aus dem 9. Jh. in alttschechischer Sprache gefunden wurde, die Bruchstücke der Libussa-Legende enthielt. Das längst als Fälschung entlarvte Schriftstück kam gerade recht zur „Nationalen Wiedergeburt der Tschechen“ und war eines der wichtigsten Objekte im 1818 neu gegründeten Nationalmuseum in Prag. Vgl. dazu http://de.wikipedia.org/wiki/Schloss_Zelen%C3%A1_Hora und Willibald Katzinger, Mystifikationen der Geschichte, in: echt_falsch. Will die Welt betrogen sein? – Wien 2003, S. 228 f.

11 http://de.wikipedia.org/wiki/Johannes_von_Neumarkt und http://www.bbkl.de/j/Johann_v_n.shtml.

Ein Jahr später finden wir ihn dann tatsächlich in der Kanzlei des Erzbischofs Johann Očko[12] von Vlaším (1292–1380),[13] in der er 1374 zum ersten Notar aufrückte. Da war er gerade erst einmal 24 Jahre alt. 1378 legte der Erzbischof sein Amt nieder und machte für seinen Neffen Johann von Jenstein (1350–1400)[14] Platz, den Kaiser Karl IV. noch knapp vor seinem Tode zum Kanzler seines Sohnes Wenzel bestimmt hatte. Ob Johannes Nepomuk gleich in dessen Kanzlei eingezogen ist oder erst nach dem Tod seines alten Dienstherren, muss dahingestellt bleiben. Jedenfalls wurde er gleichzeitig zum Priester ausgebildet (Weihe 1380), was ihm Zugang zu einträglichen Pfründen verschaffte: Bald bekleidete er ein Kanonikat am Stift St. Ägidien und übernahm die Prager Altstadtpfarre St. Gallus. Die Einkünfte ermöglichten ihm ein Studium, zunächst jenes der Rechte an der neu gegründeten Universität Prag (1381 Baccalaureus iuris) und ab 1383 in Padua, wo er vier Jahre später zum Doktor der Rechte promovierte. Um 1389 kehrte er nach Prag zurück und wurde ins Kollegiatskapitel am Vyšehrad[15] aufgenommen. Seine Pfründe als Pfarrer von St. Gallus tauschte er mit dem Archidiakonat Saaz.[16] Ein Jahr später, mit vierzig, war er schon Generalvikar der Erzdiözese und damit am Höhepunkt seiner Karriere. In die Hofkanzlei hätte er ohnedies nicht zurückkehren können, denn Johann von Jenstein war inzwischen (1384) von König Wenzel IV. als Kanzler entlassen worden.[17] Seitdem standen sich König und Erzbischof feindlich gegenüber.

Anfänglich hatten die beiden noch gut harmoniert, denn sie waren bei ihrem Amtsantritt noch jung (der König 17, der Erzbischof 28 Jahre) und lebenslustig. Doch hatte sich das Leben für Johann von Jenstein von Grund auf verändert, als er an der Pest erkrankte. Gegen alle Prognosen der Ärzte hat er die tödliche Seuche überstanden. Dieser Fingerzeig Gottes läuterte seine Seele, und er vollzog eine Kehrtwende zu einem strengen asketischen Leben, dem der König nichts abgewinnen konnte. Zu den Schwierigkeiten mit dem Herrscher kamen noch gravierende innerkirchliche Probleme: das große Abendländische Schisma (1378–1417), welches zwei, bis-

---

[12] Očko (Spitzname) bedeutet „Äuglein", denn er war am linken Auge erblindet.

[13] http://de.wikipedia.org/wiki/Johann_O%C4%8Dko_von_Wla%C5%A1im

[14] http://de.wikipedia.org/wiki/Johann_von_Jenstein; Theodor Lindner: Jenstein, Johann von. In: Allgemeine Deutsche Biographie (ADB). Band 14. – Leipzig 1881, S. 321; Winfried Eberhard: Jen(zen)stein, Johann v. In: Neue Deutsche Biographie (NDB). Band 10. – Duncker & Humblot, Berlin 1974, S. 410 f.; Joseph Bujnoch: Johann von Jenstein. In: Ferdinand Seibt, Lebensbilder zur Geschichte der böhmischen Länder – Karl IV. und sein Kreis. – München und Wien 1978, S. 77–90; Martin Luchterhandt: Johann von Jenstein. In: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon (BBKL). Band 3, Herzberg 1992, Sp. 159–160.

[15] Dieses unterstand nicht dem Erzbischof, sondern dem Papst in Rom.

[16] Die Pfründe war selbstverständlich während seiner Abwesenheit nicht eingezogen, sondern von einem Vikar versehen worden. Schließlich musste Johannes Nepomuk in Padua von ihren Einkünften ja leben.

[17] Er hatte den Bann über Johann Soběslav, den Bischof von Leitomischl, ausgesprochen, der aus dem Haus Luxemburg stammte und somit Verwandter des Königs war. In seinem Zorn zitierte Wenzel IV. den Erzbischof nach Karlstein, hielt ihn tagelang gefangen und entzog ihm schließlich das Amt des Kanzlers: http://www.bbkl.de/w/wenzel_iv.shtml (Autor Marco Innocenti. Bd. XXIV (2005) Spalten 1521–1531.

weilen sogar drei Päpste am Stuhl Petri sah, überschattete seine Amtszeit. Dementsprechend gespalten war die Kirche Mitteleuropas, was sich auf alle Königreiche und Herzogtümer auswirkte und zu extremen Spannungen führte.

1392 kamen sie in Böhmen zum Ausbruch. Der Erzbischof hatte dem König eine umfangreiche Beschwerdeschrift vorgelegt, in der es vorgeblich um eine Klärung kirchenrechtlicher Verhältnisse gegenüber dem Thron ging, in Wahrheit aber um handfeste wirtschaftliche Interessen. Wenzel IV. antwortete gar nicht, worauf Johann von Jenstein dessen engsten Berater Sigmund Huler unter einem kirchenrechtlichen Vorwand exkommunizierte. Das brachte dem Erzbischof vorübergehend sogar Haft ein. Tatsächlich hatte er Huler verdächtigt, der Urheber eines königlichen Planes zur Gründung eines neuen Bistums zu sein, welches im Kloster Kladruby (deutsch: Kladrau) seinen Sitz haben sollte.[18] Diese im Jahr 1115 gegründete Benediktinerabtei besaß nicht weniger als 87 untertänige Dörfer, die als wirtschaftliche Grundlage für einen Bischofssitz sicher ausgereicht hätten. Weitere Einnahmen waren von jenen Pfarreien zu erwarten, die von der Erzdiözese abgetrennt werden sollten. Die personelle Situation war gerade günstig, denn Abt Racek war alt und sein Ableben demnächst zu erwarten. Mit Wenzel Gerard von Burenitz stand jener Kandidat schon parat, der ihm auf königlichen Wunsch nachfolgen und zugleich erster Bischof werden sollte.

Als der Todesfall Anfang 1393 eintrat, wählten die Mönche des Klosters am 7. März unter Missachtung der königlichen Empfehlungen ihren Mitbruder Olen zum Abt. Johann von Jenstein entsandte sofort seinen Generalvikar Johannes Nepomuk und den Offizial Nikolaus Puchnik, um die Wahl kirchlicherseits zu bestätigen und den König damit vor vollendete Tatsachen zu stellen. Es verwundert nicht, dass Wenzel IV. tobte, als er von dem Coup erfuhr. Er lud den Offizial, den Generalvikar und den Erzbischof für den 20. März nach Prag vor, wo sie Rede und Antwort stehen sollten. Doch Johann von Jenstein zog in deutlicher Erinnerung an seine erste Haft[19] die Flucht in seine Residenz Roudnice nad Labem (deutsch: Raudnitz)[20] vor, etwa 50 Kilometer nördlich von Prag. Dort wartete er ab, was geschehen würde. Johannes Nepomuk und Nikolaus Puchnik jedoch mussten sich dem königlichen Tribunal stellen. Sie glaubten wohl, sich auf den Befehlsnotstand ausreden zu können, ohne die erzbischöfliche Intrige gestehen zu müssen.

So weit ist der Gang der Ereignisse nachvollziehbar. Der folgende Ablauf ist das weniger. So widerspricht es dem im Mittelalter üblichen Gerichtsverfahren, dass sofort zum Mittel der Folter gegriffen worden sei und sich der König obendrein persönlich an der Tortur beteiligt hätte. Die aus dem Bericht erkennbare Tatsache, dass der eine gefoltert wurde,

[18] Bujnoch. Johann von Jenstein (wie Anm. 14) S. 85 ff. Als Vorbild diente das von Karl IV. gegründete Bistum Litomyšl (deutsch: Leitomischl), welches mit den Gütern des Prämonstratenserstiftes Litomyšl dotiert worden war. Bereits damals musste die Erzdiözese etliche Pfarren abtreten: http://de.wikipedia.org/wiki/Bistum_Litomy%C5%A1l.

[19] Bujnoch, Johann von Jenstein (wie Anm. 14).

[20] Die bischöfliche Stadt wurde 1577 an Wilhelm von Rosenberg verkauft: http://de.wikipedia.org/wiki/Roudnice_nad_Labem.

der andere aber nicht, erklärt sich vielleicht daraus, dass der Offizial Puchnik adeliger Herkunft war, was eine Tortur ausschloss. Die Verhandlung muss in einem sehr gereizten Klima vor sich gegangen sein, wie aus den Aufzeichnungen des Thomas Ebendorfer hervorgeht (s. weiter unten), und war von hoch politischer Natur. Darauf deutet auch die ungemein rasche und ungewöhnliche Exekution mit „natürlicher" Entsorgung der Leiche hin, was als „Politmord" bezeichnet werden könnte. Eine allfällig vorhandene, persönliche und private Revanche des Königs wegen der Wahrung des Beichtgeheimnisses durch Johann Nepomuk ist unter diesen Umständen schwer denkbar.

Wie brisant der Vorfall tatsächlich war, lässt sich am weiteren Verhalten des Erzbischofs ablesen, der sich nun auch in Roudnice nad Labem nicht mehr sicher fühlte und weiter nach Norden bis in das Erzgebirge floh. Hier erreichte ihn ein Schreiben König Wenzels, in dem ihm sicheres Geleit zugesichert wurde, wenn er zu einer Aussprache nach Prag zurückkäme. Johann von Jenstein nutzte die Garantie, um sich in Prag mit dem Nötigen zu versorgen, und machte sich Ende April – statt mit dem König zu parlieren – heimlich auf den Weg nach Rom. Dabei waren ihm die südböhmischen Rosenberger behilflich, die uns bei den Ereignissen um König Wenzels Gefangenschaft gleich wieder begegnen werden.

Der Erzbischof hatte sich trotz aller Eile des Aufbruchs gut vorbereitet und legte dem Papst eine ausführliche Anklage gegen den König vor, die sich unter der Bezeichnung *Acta in curia Romana* im Archiv des Vatikans erhalten hat. Etwaige Hinweise auf einen Anschlag zur Verletzung des Beichtgeheimnisses sucht man darin vergebens. Wenn Johann von Jenstein gehofft hatte, bei seinem Oberhirten auf dem Heiligen Stuhl Hilfe oder zumindest Gehör zu finden, sah er sich bald getäuscht. Papst Bonifatius IX. (1389–1404)[21] dachte gar nicht daran, seinen verlässlichen Partner in Prag zu desavouieren. Er hatte sich im Gegenteil stets bemüht, König Wenzel zu einer Reise nach Rom zu bewegen, um ihn hier zum Kaiser krönen zu können.[22]

Der Täter: König Wenzel IV. der Faule (1361–1419)

Der älteste Sohn des hochberühmten Kaisers Karl IV. war der Prototyp eines missratenen Sprösslings, obwohl sein Vater alles Erdenkliche unternommen hatte, um einen verantwortungsvollen Herrscher aus ihm zu machen. Die Nachwelt ließ dennoch kein gutes Haar an ihm, und die reichhaltige historische Literatur entstand nicht, um seine Taten festzuhalten, sondern um seine Versäumnisse aufzuzeigen.[23]

---

[21] http://de.wikipedia.org/wiki/Bonifatius_IX.

[22] Laut Biographisch-Bibliographischem Kirchenlexikon hat er „sein Amt in schmählichster Weise zum Gelderwerb ausgenutzt": http://www.bbkl.de/b/bonifatius_ix_p.shtml.

[23] In Auswahl: Franz Martin Pelzel, Lebensgeschichte des Römischen und Böhmischen Königs Wenceslaus. Teil I–II. Prag 1788–1790; F. Wallmar, Prag unter König Wenzel IV. Leipzig 1846; Franz Voiss, De Wenceslao rege Romanorum. Bonn 1869; Theodor Lindner, Geschichte des Deutschen Reiches unter König Wenzel, I–II, Braunschweig 1875–1880; H. Mau, König Wenzel und die rheinischen Kurfürsten. Rostock 1887; Gustav Sommerfeldt, Ein Pasquill auf Mißbräuche am Hofe König Wenzels und an der Kurie 1379.

Der Vater war mit 45 Jahren schon relativ betagt, als Wenzel geboren wurde, die Mutter Anna von Schweidnitz (1339–1362)[24] mit 22 Jahren im besten Alter. Sie war ursprünglich mit dem zehnmonatigen Wenzel verlobt worden, dem ersten Sohn Karls IV., der aber 1351 vor seinem ersten Geburtstag starb. So kam es, dass sie 1353 den Vater ihres Bräutigams ehelichte. Der Sohn bekam denselben Namen wie ihr ehemaliger Verlobter. Die Königin konnte sich nur ein Jahr um ihn kümmern, dann verstarb sie bei der Geburt eines weiteren Kindes. Karl IV. heiratete ein viertes Mal.

Er ließ Wenzel im Alter von zwei Jahren zum König von Böhmen krönen und übergab ihn den Erzbischöfen Ernst von Pardubitz[25] und Johann Očko von Wlašim[26] zur Erziehung. Als der Filius dem Kleinkindalter entwachsen war, nahm ihn der Vater häufig auf seinen Reisen mit und ließ ihn als Zuschauer an den Staatsgeschäften teilhaben. Im Grunde genommen war das schon bei seiner Geburt der Fall gewesen, die nicht in Prag, sondern in Nürnberg vor sich ging, was Karl IV. in Voraussicht auf die spätere Karriere des Kindes genau so geplant haben soll.[27] Die Taufe zögerte der Kaiser um zwei Monate hinaus, um auch wirklich allen Reichsfürsten die Möglichkeit zu geben, daran teilzunehmen. Er inszenierte das christliche Sakrament als großes Spektakel, zu dem er sogar die Reichskleinodien aus Prag herbeibringen ließ. Schließlich sollten alle sehen, dass hier ein künftiger Kaiser getauft wird. Das Kalkül ist aufgegangen, denn die Kurfürsten erhoben 15 Jahre später keinerlei Einwand, als sie den heranwachsenden Wenzel im Jahr 1376 zum Römisch-deutschen König wählen

Mitteilungen des Vereins für die Geschichte der Deutschen in Böhmen 47, 1909. 219–229; Rudolf Helmke, König Wenzel und seine böhmischen Günstlinge im Reiche. Halle-Wittenberg 1913; Helmut Weigel, König Wenzels persönliche Politik. Reich und Hausmacht 1384–1389. Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 7, 1944, 133–199; – Ders., Männer um König Wenzel. Das Problem der Reichspolitik 1379–1384. Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 4, 1941, 112–177; J. Krasa, Die Handschriften Wenzels IV. Wien 1971; K. Schnith, Gedanken zu den Königsabsetzungen im Spätmittelalter. Historisches Jahrbuch 91 (1971) 2, 309–326; Peter Moraw, Deutsches Königtum und bürgerliche Geldwirtschaft um 1400. In: Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 55 (1968), 289–328; – Ders., Fürstentum, Königtum und „Reichsreform" im deutschen Spätmittelalter. In: Blätter für deutsche Landesgeschichte 122 (1986), 117–136; Wilhelm Hanisch, Der deutsche Staat König Wenzels. Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte 92, Germ. Abt. 1975. 21–59; Ders., König Wenzel von Böhmen (geb. 1361, gest. 1419). Studien zur Geschichte seiner Regierung, in: Ostbairische Grenzmarken, Passauer Jahrbuch für Geschichte, Kunst und Volkskunde 11, 1969, 197–217; 12, 1970, 5–61; 13, 1971, 198–233; Ders., Wenzel IV., in: Karl IV. und sein Kreis. Lebensbilder zur Geschichte der Böhmischen Länder. Bd. 3. München-Wien 1978, 251–279; – P. De Vooght, L'hérésie de Jean Huss, 2 Bde. Paris 1975; – Armin Wolf, Die Goldene Bulle. König Wenzels Handschrift. Vollständige Faksimile-Ausgabe im Originalformat des Codex Vindobonensis 338 der Österreichischen Nationalbibliothek. Graz 1977; Frantisek Graus, Das Scheitern von Königen: Karl VI., Richard II., Wenzel IV., in: Das spätmittelalterliche Königtum im europäischen Vergleich, hg von R. Schneider (Vorträge und Forschungen, 32). Sigmaringen 1987, 17–39; Ivan Hlavacek, Wenzel IV., sein Hof und seine Königsherrschaft vornehmlich über Böhmen, in: Das spätmittelalterliche Königtum im europäischen Vergleich, hg. von R. Schneider (Vorträge und Forschungen, 32). Sigmaringen 1987, 201–232; Hans Patze, Die Hofgesellschaft Kaiser Karls IV. und König Wenzels in Prag, in: Kaiser Karl IV. 1316–1378. Forschungen über Kaiser und Reich. Blätter für deutsche Forschungen 114, 1978. 733–773; Thomas R. Kraus, Eine unbekannte Quelle zur ersten Gefangenschaft König Wenzels im Jahre 1394, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 43 (1987), 135–159;

mussten. Die Nepomuk-Legende nennt ihn indes stets nur König von Böhmen und spielt damit gezielt seine Würde herunter. Als König durfte er schon mit elf Jahren Privilegien erteilen und Urkunden ausstellen. Verheiratet wurde er bereits als Neunjähriger.

Wenzel IV. war zweifellos bestens auf seine künftigen Aufgaben vorbereitet, als er siebzehnjährig die Nachfolge des verstorbenen Vaters antrat, und nahm seine Aufgabe als Regent bei sonstigem Ungestüm der Jugend durchaus wahr. Er ging gern auf die Jagd und verbrachte viel Zeit mit seinen Hunden, die er besonders schätzte. Der frühe Tod seiner Gattin, so wird berichtet, hätte ihn dann aus der Bahn geworfen, was zu seinem politischen Abstieg führte. Er begann exzessiv zu trinken, zögerte alle Entscheidungen hinaus und ließ sich im Deutschen Reich kaum noch sehen. In Böhmen geriet er in dauernden Zank mit dem Erzbischof und der eigenen Familie, besonders mit Jobst von Mähren.

Schließlich setzte ihn im Mai 1394[28] eine böhmische Adelsfronde in Beroun gefangen, einer Stadt ca. 30 Kilometer westlich von Prag.[29] Man brachte ihn in die Hauptstadt und später nach Krumau auf die Burg der oben erwähnten Rosenberger. Der vornehme Häftling wurde streng überwacht, konnte aber seinen gewohnten Lebensstil weitgehend beibehalten. Sogar Jagdausflüge waren ihm erlaubt. Aber seine Aufsehen erregende Gefangenschaft war keine ausschließlich böhmische Angelegenheit, sie berührte auch die Interessen des Reiches, dessen Fürsten energischen Protest einlegten. Als sein jüngerer Bruder Johann von Görlitz mit Heeresmacht heranrückte, um ihn zu befreien, wurde er umgehend außer Landes gebracht, auf die Burg Wildberg im Haselgraben bei Linz. Das hat die Phantasie der heimischen Schriftsteller in Oberösterreich ungemein beflügelt, die in ihren Geschichten den König jahrelang im runden Turm darben ließen. In Wahrheit war er nur zwischen 5. Juli und 1. August 1394 bei den Starhembergern zu Gast,[30] die ihn aus alter Freundschaft zu den südböhmischen Rosenbergern übernommen hatten. Seine Freilassung wurde zu einem rentablen Geschäft für die Besitzer von Wildberg, die alles daran setzten, ihn unbeschadet nach Prag zurückzubringen. Die Reichsfürsten waren über das Geschehen sehr wenig „amused", wenn sie sich aus politischen Gründen auch für Wenzel einsetzten. Das Ansehen des Königs war auf Dauer untergraben. Deshalb wundert es nicht, dass er sich fortan bei ihnen nicht mehr blicken ließ. Das brachte ihm schließlich den Beinamen „der Faule" ein, den sich noch heute viele Schüler merken, vor allem jene, die von

Eberhard Holtz, Wenzel. In: Deutsche Könige und Kaiser des Mittelalters. 1988, S. 323–334; – Ders., Reichsstädte und Zentralgewalt unter König Wenzel 1376–1400. Warendorf 1993; M. Blahova, Die Luxemburger. Eine spätmittelalterliche Dynastie gesamteuropäischer Bedeutung 1308–1437. Stuttgart 2000.

24 http://de.wikipedia.org/wiki/Anna_von_Schweidnitz.

25 http://de.wikipedia.org/wiki/Ernst_von_Pardubitz.

26 Vgl. Anm. 10.

27 Ulrich Knefelkamp, Das Mittelalter. 2. Aufl. Paderborn 2003, S. 305 und 315.

28 Wikipedia gibt irrtümlich 1384 an: http://de.wikipedia.org/wiki/Wenzel_(HRR)Wenzel (HRR).

29 Einige Biografien sprechen von einem Kloster Beraun, welches aber gar nicht existiert, andere geben den Königshof in Prag an.

30 Vgl. dazu Herbert Bezdek, Ein König auf Wildberg gefangen, in: Oö. Heimatblätter Jg. 48 (1994), H. 2, S. 176–182.

den Lehrern mit dem gleichen Schimpfwort bedacht werden.

Drei Jahre später wurde er seinem Beinamen wieder einmal gerecht, als während einer Verhandlung auf der Burg Karlštejn[31] vier seiner Räte erstochen wurden, ohne dass er etwas dagegen unternommen hätte. Als man im Reich davon erfuhr, erhoben sich die ersten Stimmen, dass dieser König nicht mehr tragbar sei. Allerdings dauerte es noch einmal drei Jahre, bis man den Worten Taten folgen ließ: Am 20. August 1400 erklärten ihn die Erzbischöfe von Köln, Mainz und Trier sowie der Pfalzgraf bei Rhein auf der Burg Lahnstein am Rhein für abgesetzt, weil er ein „unnützer, träger, unachtsamer Entgliederer und unwürdiger Inhaber des Reiches" sei. Tags darauf wählten sie am Königsstuhl von Rhens[32] Ruprecht von der Pfalz (1352–1410)[33] zum neuen Römisch-deutschen König. Eine derartige Schmach hatte es in der Geschichte der Reichsoberhäupter bis dahin noch nie gegeben.

Wie faul Wenzel auch immer gewesen sein mag, seine Absetzung konnte er nicht so ohne Weiteres hinnehmen. Er bat seinen jüngeren Bruder Sigismund um Hilfe, der seit 1387 König von Ungarn und erfahrener Kreuzritter war.[34] Der übernahm zwar faktisch die Macht in Böhmen, unternahm aber nichts gegen den neuen König. Als Wenzel dagegen aufbegehrte, ließ ihn sein Bruder im März 1402 abermals gefangen nehmen und brachte ihn persönlich nach Krumau, wo er in ähnlicher Lage schon einmal gastiert hatte. Dass er anschließend einige Zeit auf der Schaunburg bei Eferding verbrachte, ist in der Geschichte Oberösterreichs weniger bekannt. Aber Sigismund musste in sein eigenes Land zurück, wo Unruhen ausgebrochen waren. Auf dem Weg dorthin „parkte" er den gefangenen Bruder in Wien,[35] von wo diesem wenig später die Flucht gelang (November 1403).

Als König von Böhmen regierte dann Wenzel IV. bis zu seinem Ableben 1419. Bezüglich der Römisch-deutschen Krone einigte er sich mit seinem Bruder, der 1410 bzw. 1411 zum König gewählt wurde, als Ruprecht von der Pfalz starb. So blieb diese Würde, die ihm längst zur Bürde geworden war, wenigstens in der Familie. An sich hätte er ganz andere Sorgen haben müssen, denn in seinem Land bereitete sich etwas vor, dem er vielleicht beizeiten hätte entgegensteuern können: Seine Halbschwester Anne (1366–1394) war 1382 mit König Richard II. von England verheiratet worden. Ihre böhmischen Begleiter lernten dabei die sozialrevolutionären Ideen von John Wyclif (1330–1384)[36] kennen,

---

[31] Karlštejn ist eine von seinem Vater errichtete Burg in der Nähe des vorgenannten Berou, auf der von 1350–1421 die Reichskleinodien verwahrt waren: http://de.wikipedia.org/wiki/Burg_Karl%C5%A1tejn.

[32] Eine Kleinstadt im Landkreis Koblenz, bei der die Territorien der drei geistlichen Kurfürsten zusammentrafen. http://de.wikipedia.org/wiki/K%C3%B6nigsstuhl_von_Rhens.

[33] http://de.wikipedia.org/wiki/Ruprecht_(HRR) Die übrigen weltlichen Kurfürsten (der Herzog von Sachsen als Erzmarschall; der Markgraf von Brandenburg als Erzkämmerer und selbstverständlich der König von Böhmen als Erzmundschenk) hatten an der Wahl nicht teilgenommen und sie auch nicht anerkannt.

[34] http://de.wikipedia.org/wiki/Sigismund_(HRR).

[35] Im sogenannten „Praghaus" in der Seitenstettengasse 1, dem späteren Salzamt, welches direkt an den Turm der Ruprechtskirche angebaut war: http://de.wikipedia.org/wiki/Ruprechtskirche_(Wien).

[36] http://de.wikipedia.org/wiki/John_Wyclif.

der unter vielen anderen kirchlichen Vorschriften die Ohrenbeichte ablehnte. Seine Schriften wurden in Prag verbreitet und besonders von Hieronymus von Prag (1365–1416)[37] propagiert, dem Lehrer des Jan Hus (1369–1415).[38] Als dieser am Konzil von Konstanz angeklagt wurde und am Scheiterhaufen starb, war ihm sein Lehrer zu Hilfe geeilt und hat dasselbe Schicksal erlitten. Das ist aber kaum bekannt.

Wenzel war mit allen Lehren der Hussiten einverstanden, die sich gegen die Macht der Kirche richteten, nur die sozialrevolutionären Aspekte liebte er gar nicht. Unternommen hat er dennoch nichts, weil er die Kraft der Bewegung unterschätzte, die einige Wochen vor seinem Tod zum offenen Ausbruch kam. Am 22. Juli 1419 stürmten die hussitischen Brüder das Rathaus von Prag und warfen den Bürgermeister, den Stadtrichter, drei Räte und sechs Gerichtsdiener aus den Fenstern auf die Straße, wo sie auf den Spießen und Heugabeln der Aufständischen landeten. Am 16. August starb König Wenzel IV. Seine Gebeine ruhen wie die seines Opfers Johannes Nepomuk im Veitsdom zu Prag.

Das Streitobjekt: Königin Johanna (1362–1386)[39]

In Prag wurde sie Johanna von Bayern genannt, weil sie aus dem Hause Wittelsbach stammte. Eigentlich hätte sie Johanna von Holland heißen sollen, denn sie wurde in Den Haag geboren, wo ihr Vater Albrecht I. (1336–1404)[40] ab 1357 als Graf von Holland, Seeland und Hennegau sowie Herr von Friesland residierte. Nebenbei war er auch noch Herzog von Bayern-Straubing, zu dem u. a. der Landkreis Schärding gehörte.[41] Diese weitab von Bayern liegenden Gebiete hatte Albrechts I. Mutter und Johannas Großmutter Margarethe von Holland 1324 als Erbtochter in die Ehe mit Ludwig dem Bayern eingebracht.[42] Albrecht I. war der dritte von sechs Söhnen des Kaisers Ludwig des Bayern (1282–1347),[43] der in Österreich als großer Gegenspieler des Habsburgers Friedrich des Schönen bekannt ist. Johanna war seine zweite Tochter aus der Ehe mit Margarete von Liegnitz-Brieg. Sie wurde 1362, also ein Jahr nach Wenzel geboren.

Was aber hatte Kaiser Karl IV. veranlasst, diese Ehe einzufädeln? Der extrem verstreut liegende Besitz des Brautvaters kann es nicht gewesen sein. In Wahrheit sollte erstens die Herrschaft seines Halbbruders Wenzel[44] abgesichert werden, der als Herzog von Brabant in Brüssel regierte und Albrechts Nachbar war. Zweitens sollte die Phalanx der Wittelsbacher aufgeweicht werden, die den eben mit den Habsburgern geschlossenen Vertrag von Schärding (1369) gebrochen hatten.

---

[37] http://de.wikipedia.org/wiki/Hieronymus_von_Prag.

[38] http://de.wikipedia.org/wiki/Jan_Hus.

[39] http://de.wikipedia.org/wiki/Johanna_von_Bayern_(1362%E2%80%931386).

[40] http://de.wikipedia.org/wiki/Albrecht_I._(Bayern).

[41] Zu den verwirrend vielen Teilungen Bayerns vgl. Gerald Huber, Kleine Geschichte Niederbayerns. 2. aktualisierte Aufl. – Regensburg 2010, S. 87 f.

[42] http://de.wikipedia.org/wiki/Margarethe_I._(Holland).

[43] http://de.wikipedia.org/wiki/Ludwig_IV._(HRR).

[44] Wenzel I. (1337–1383) war der einzige Sohn aus der zweiten Ehe des böhmischen Königs Johann von Luxemburg mit Beatrix von Bourbon (1305–1383): http://de.wikipedia.org/wiki/Wenzel_I._(Luxemburg).

Johanna von Bayern. Plastik des 14. Jahrhunderts. Foto: http://en.wikipedia.org/wiki/File:Johanna_of_Bavaria.jpg

Es ging dabei um die Herrschaft in Tirol. Karl IV. schloss im Sommer 1370 mit Albrecht I. ein Bündnis „wider allermäniclich nyemanders ausgenomen", bei dem die Heirat der Kinder eine zentrale Rolle spielte. Bald nach dieser Abrede machten sich die holländischen Herrschaften auf, um ihre achtjährige Tochter am Altar der Politik zu opfern.[45]

Auf ihrer Brautfahrt von Den Haag nach Prag, die von 20. August bis 17. November 1370 dauerte, legte sie mehr als 1500 Kilometer zurück, weil die Eltern bei dieser Gelegenheit noch ihre etwas abseits gelegene Grafschaft im Hennegau (heute Belgien) aufsuchten. Die Wegstrecke führte von Den Haag über Rotterdam und Eindhoven nach Mons, von dort nach Köln, Mainz, Frankfurt, Miltenberg, Würzburg nach Nürnberg. Hier, wo Wenzel einst geboren und getauft wurde, wurde das Beilager öffentlich in Szene gesetzt. Bei dieser Zeremonie legte sich ein Vertreter des Bräutigams in voller Rüstung zur Braut ins Bett und bedeckte sie mit einem entblößten Knie, um sie formal für den Ehemann in Besitz zu nehmen.

Heute würde sofort das Jugendamt einschreiten und alle Beteiligten verhaften lassen, um die gepeinigte Seele des Kindes zu retten, dem dies alles zugemutet wurde …

Gleich nach ihrer Ankunft in Prag wurde Johanna zur Königin von Böhmen gekrönt und lernte bei dieser Gelegenheit ihren Bräutigam kennen. Etwa fünf oder sechs Jahre später haben die beiden Kinder die Ehe dann auch vollzogen, und sie soll – auch wenn sich kein Nachwuchs einstellte – glücklich gewesen sein. Das Glück indes war nicht von sehr langer Dauer.

Am Silvestertag des Jahres 1386 wurde Johanna vom Lieblingshund ihres Gatten angefallen und tödlich verletzt. Wie das geschehen konnte und warum es Wenzel nicht gelungen sein sollte, seinen eigenen Hund zu bändigen, ist uns rätselhaft. Wie dem auch sei: Als „Objekt" in der Causa Johannes Nepomuk fällt sie damit aus. Sie hat vermutlich auch nie bei ihm gebeichtet, denn Nepomuk befand sich ja seit Jahren in Padua. Man wird sich nach einem Ersatz umsehen müssen.

Vielleicht handelte es sich beim Beichtkind um König Wenzels zweite Frau, die nun wirklich aus Bayern

[45] Dieter Veldtrup, Zwischen Eherecht und Familienpolitik: Studien zu den dynastischen Heiratsprojekten Karls IV. – Fahlbusch u. Rieger 1989, S. 408, 418.

stammte und Sophie hieß (1376–1425).[46] Sie war eine Urenkelin des vorhin genannten Ludwigs von Bayern, Tochter Herzog Stephans III. von Bayern-Ingolstadt (1337–1413),[47] und wurde – aus welchen Gründen auch immer – von ihrem Onkel Herzog Friedrich von Bayern-Landshut (1339–1393)[48] auf der Burg Trausnitz erzogen. Die Heiratsabrede fand wahrscheinlich im Jahr 1388 statt, in dem Friedrich als Gast an einer der vielen Jagden Wenzels teilnahm. Ein Jahr später wurde geheiratet. Sophie war damals 12 oder 13 Jahre alt. Ob sie vom schrecklichen Ende ihrer Vorgängerin erfahren hat, ist nicht bekannt. Sie käme zeitlich als Streitobjekt im Kriminalfall Johannes Nepomuk in Frage, wird aber in den frühen Legenden geflissentlich verschwiegen. Vielleicht aber hing das mit ihrer offen zur Schau gestellten Sympathie für die Bewegung des Jan Hus zusammen, was sie für die Chronisten zur „persona non grata" machte. Die Ehe blieb ebenfalls kinderlos.

Nach dem Tode ihres Gatten Wenzel machte sie ihr Schwager Kaiser Sigismund zur Regentin von Böhmen. Das war nicht besonders klug, denn als Frau konnte sie kaum den nun vollends entbrannten Aufstand in Böhmen verhindern. Das haben schließlich auch die Männer nicht geschafft. Also verzichtete sie bald auf die fragwürdige Würde und zog sich nach Bratislava (Pressburg) zurück, wo sie 1425 verstarb. Sie liegt im dortigen Martinsdom begraben.

Public Relations im Barock oder wie man einen Heiligen macht

Wie erwähnt, sind bald nach der Beisetzung des Johannes Nepomuk Gläubige zu seinem Grab im Veitsdom gepilgert, weil er im Ruf der Heiligkeit stand, der sich auf seine Standhaftigkeit bei der Wahrung des Beichtgeheimnisses bezog. Davon ist erstmals in der *Chronica regum Romanorum* des österreichischen Gelehrten Thomas Ebendorfer (1388–1464)[49] zu lesen, die um 1450 abgeschlossen war.[50] Die Geschichte dürfte der Autor in Prag selbst gehört haben, als er 1433 im Auftrag des Basler Konzils dort weilte.[51] Vom König malte er in seiner Chronik ein rabenschwarzes Bild. Er geißelte dessen Inaktivität in Reichsangelegenheiten, besonders aber in Sachen des Kirchenschismas, welches Ebendorfer als Konzilsteilnehmer nur zu gut kannte. Besonders kritisierte er Wenzels Trunksucht, die zu vielen Wutanfällen und damit verbundenen Grausamkeiten führte. So soll er einmal seinen Koch auf dem eigenen Spieß braten haben lassen, als dieser zu einer ungewöhnlichen Zeit nichts zum Essen herbeizaubern konnte.

Aufhorchen lässt uns der Hinweis, dass er manchmal seinen Diener wie einen Mitbruder auf das Pferd mitgenommen habe und so durch die Dörfer seines

[46] http://de.wikipedia.org/wiki/Sophie_von_Bayern.

[47] http://de.wikipedia.org/wiki/Stephan_III._(Bayern).

[48] http://de.wikipedia.org/wiki/Friedrich_(Bayern).

[49] http://de.wikipedia.org/wiki/Thomas_Ebendorfer; http://de.wikisource.org/wiki/ADB:Ebendorfer,_Thomas; http://www.bbkl.de/e/Ebendorfer.shtml.

[50] Thomas Ebendorfer, Chronica regum Romanorum. Herausgegeben von Harald Zimmermann Teil 1 (=MGH, Scriptores rerum Germanicarum, nova series XVIII). – Hannover 2003.

[51] Ebenda, Einleitung von Harald Zimmermann, S. XIV.

Reiches geritten sei.[52] Das Bild mit zwei Männern auf einem Ross kannte man seit den Templerprozessen in Frankreich in ganz Europa, denn es diente als Umschreibung für Homosexualität. Die Kinderlosigkeit des Königs forderte einen derartigen Verdacht geradezu heraus.

Die für unser Thema entscheidende Stelle im Text lautet nun: *„Confessorem eciam uxoris sue Johannem in theologia magistrum, et quia dixit, hunc dignum regio nomine, qui bene regit, et, ut fertur, quia sigillum confessionis violare detrectat, ipsum in Moldauia suffocari precepit. Alium vero edacibus flammis deputavit, quem tamen lictor motus pietate effugio salvavit.“*[53] („Den Beichtvater seiner Gattin, den Magister in Theologie Johannes, ließ er in der Moldau ertränken, einerseits weil er gesagt hat, dass nur der den Namen König verdient, der gut regiert, und andererseits, wie man sagt, weil er sich weigerte, das Beichtgeheimnis zu verletzen. Den Anderen hat er für die gefräßigen Flammen bestimmt, dem aber ein Diener aus Frömmigkeit zur Flucht verhalf“). Den Namen der Königin verrät Thomas Ebendorfer nicht, aber er berichtet, was mit dem Offizial Nikolaus Puchnik geschah, denn dies war der „Andere“. Die geschilderte Causa betraf also in erster Linie die Abtwahl von Kladruby und die herausfordernde Antwort Nepomuks. Bezüglich der Geschichte mit dem Beichtgeheimnis war der Autor vorsichtig, weil sie offenbar keinerlei Zusammenhang mit dem eigentlichen Fall hatte! Deshalb schrieb er *„ut fertur“* – „wie man sagt“! Aber immerhin, gesprochen hat man davon in Prag, 40 Jahre nach dem Tod des Johannes Nepomuk.

Die Kreation des doppelten Nepomuks

„Fama crescit“, sagt der Lateiner, das Gerücht wächst. Es wächst immerzu, im Guten wie im Schlechten. Wenzel erwies sich im Laufe der Geschichte auch außerhalb der Legende als immer größerer Unhold, je länger er tot war. Nun erst wurde bekannt, dass er bei der Taufe in Nürnberg vor den Augen der entsetzten Reichsfürsten ins Taufbecken gepinkelt und bei der Krönung zwei Jahre später den Altar im Veitsdom beschmutzt habe. Ja, er wurde sogar beschuldigt, am Tod seiner Mutter schuldig zu sein, die angeblich bei seiner Geburt starb.

20 Jahre nach Thomas Ebendorfer wurde der tschechische Universalgelehrte Pavel (Paul) Žídekl[54] noch ein wenig präziser, denn er erzählt uns, dass Wenzel von Johannes Nepomuk den Namen des Geliebten der Königin wissen wollte, den sie dem Beichtvater anvertraut hatte. Zidek bezeichnete übrigens Nepomuk als Dr. Johanek (= kleiner Johann), weil er angeblich von schmächtiger Statur war.[55]

---

[52] „ut lictorem suum conpatrem crebre accersiret et secum in suo equo a tergo per vicos civitatis perduceret“ (wie Anm. 50, S. 550).

[53] Ebenda.

[54] Sie ist in der „Instruction for the King“ wiedergegeben, die er angeblich für seinen König Georg Podiebrad (http://de.wikipedia.org/wiki/Georg_von_Podiebrad) (1420–1471) verfasst und vor 1471 vollendet hat. Pavel Žídek (1413–1471) konvertierte als Sohn jüdischer Eltern zum Katholizismus, wurde zum Priester geweiht und nannte sich als Gelehrter Paulus Paulirinus. Als solcher wurde er mit seinem Werk „Encyclopedia Scientarum“ oder „Liber XX Artium“ bekannt: http://de.wikipedia.org/wiki/Paulus_Paulirinus_de_Praga.

[55] http://www.ccel.org/s/schaff/encyc/encyc06/htm/iii.lvii.lxxvii.htm.

Wieder ein wenig später, gegen Ende des 15. Jh., soll Johann von Krumau, ein Dechant des Domkapitels von Prag, fälschlich das Jahr 1383 als Datum für das Martyrium notiert und damit zusätzliche Verwirrung gestiftet haben. Vielleicht hat er auch in „gut gemeinter" Absicht gehandelt, um eventuell mit diesem Trick das Problem zu lösen, welches sich aus dem verschieden begründeten Martyrium ergeben hatte.

Aus dem „Irrtum" des Johann wurde mit der Zeit Gewissheit, sodass sich konsequenterweise die Notwendigkeit für zwei Nepomuke ergab, denn einer konnte im Abstand von zehn Jahren kaum zweimal umgebracht werden. Und so erfahren wir aus der 1541 erstmals in tschechischer Sprache verfassten Chronik des Václav Hájek z Libočan (†1553),[56] dass es während der Regierung König Wenzels in Prag zwei Personen mit dem Namen Johannes Nepomuk gegeben hat, die beide in der Moldau ertränkt worden seien. Das war natürlich barer Unsinn, und Hájeks Gesamtwerk wurde von Gelasius Dobner, der 1761–1782 eine kommentierte Version (Wenceslai Hagek a Liboczan Annales Bohemorum) herausbrachte, so vernichtend kritisiert, dass es fortan nicht mehr ernst genommen wurde.[57] Doch da war einer der beiden Nepomuke längst heiliggesprochen.

Trotz aller literarischen Bemühungen blieb Johannes Nepomuk 200 Jahre lang ein nur lokal verehrter Heiliger, der ein ziemlich verworrenes Ende gefunden hat. 1621 fand er dann als Märtyrer erstmals Platz an einem Seitenaltar des Veitsdomes, und um 1630 schummelte ihn der Holzschnitzer Kaspar Bechteler

Die Kronika česká (=Böhmische Chronik) von Václav Hájek z Libočan aus dem Jahre 1541.

unter die böhmischen Heiligen am Relief des Domtores.[58]

Während des Dreißigjährigen Krieges soll Jaroslav Borsita von Martinic (tschechisch: Jaroslav Bořita z Martinic

[56] Der „Böhmische Livius" nahm es mit der historischen Authentizität nicht so genau, hat aber sehr spannend geschrieben. Václav Hájek war Priester und als solcher u. a. Prediger im Tomáš-Kloster auf der Prager Kleinseite, Dekan auf der Burg Karlštejn, Pfarrer in Tetín und Verwalter des Kollegiatkapitels St. Peter und Paul am Vyšehrad, dem auch Johannes Nepumuk angehört hatte: http://de.wikipedia.org/wiki/V%C3%A1clav_H%C3%A1jek_z_Libo%C4%8Dan.

[57] http://de.wikipedia.org/wiki/Gelasius_Dobner.

[58] http://www.sjn.cz/de/ubersicht.htm.

1582–1649)[59] in seinem Prager Palais eine Kapelle zu Ehren von Johannes Nepomuk eingerichtet haben, und 1641 erschien eine weitere Biographie von einem anonymen Autor im Druck.[60] Sie trug aber zur Heiligsprechung ebenso wenig bei wie die nachmals berühmte „Vita b. Joannis Nepomuceni martyris" des Jesuiten Bohuslav Ludvík Balbín (1621–1688), die 1670 im Druck erschien.

Wichtigste Voraussetzung für die Heiligenverehrung war seit dem Mittelalter die Kanonisation durch den Papst, denn die „Sucht" nach neuen Heiligen hatte derartige Blüten getrieben, dass eine ordnende Hand unerlässlich wurde. In den *Acta Sanctorum*, einer bereits bereinigten Liste der Heiligen, sind mehr als 20.000 Personen verzeichnet. Das offizielle Martyrologium des Vatikans von 2001 kennt nur noch 7.000 von ihnen. Als Prüfinstitution wurde 1588 von Papst Sixtus V. (1521–1590)[61] die „Heilige Ritenkongregation" eingeführt, die selbst mehreren Kontrollorganen unterliegt. Sie nahm ihre Aufgabe sehr ernst, und bis zu Papst Paul II. (1920–2005)[62] hielt sich der Zuwachs an neuen Heiligen in Grenzen.

Die Heiligsprechung des Johannes Nepomuk wurde angeblich bereits von Erzbischof Ernst Adalbert von Harrach (tschechisch: Arnošt Vojtech z Harrachu 1598–1667)[63] mit Unterstützung Kaiser Leopolds I. betrieben.[64] Anderen Autoren zufolge war es erst Erzbischof Matthäus Zoubek von Bilenberg (tschechisch: Matouš Ferdinand Sobek z Bílenberka, 1618–1675),[65] der im Jahr 1673 diese Initiative ergriffen hat,[66] oder noch zwei Jahre später das Domkapitel von Prag.[67] Doch, wer immer die Heiligsprechung auch forcierte, aus Rom kam nie eine Antwort.

Der Ur-Nepomuk

Erst eine Privatinitiative scheint den Stein wirklich ins Rollen gebracht zu haben. Warum sollte man nicht dort, wo Johannes Nepomuk den Märtyrertod erlitten hat, ein deutlich sichtbares Zeichen setzen, wird sich Freiherr Matthias Gottfried von Wunschwitz (1632–1695)[68] gedacht haben. Auf der Karlsbrücke in Prag war damals noch Platz genug, denn es stand hier nur eine Kreu-

---

[59] Er war eines der beiden Opfer des Prager Fenstersturzes von 1618, mit dem der Dreißigjährige Krieg begann. Martinic konnte sich wie Slawata retten und stieg aufgrund seiner Herrschertreue unter den Habsburgern zum Reichsgrafen, 1624 zum Oberstlandrichter, 1625 zum Oberstlandkämmerer und 1628 zum Obersthofmeister auf. 1634 wurde er Hofpfalzgraf mit großem Palatinat und im Jahre 1638 Oberstburggraf von Böhmen: http://de.wikipedia.org/wiki/Jaroslav_Borsita_von_Martinic.

[60] „Fama posthuma B. Joannis Nepomuceni": http://www.sjn.cz/de/ubersicht.htm. Otto Abel (Die Legende vom heiligen Nepomuk. E. Geschichtliche Abhandlung aus dem Nachlass herausgegeben. – Berlin 1855, S. 81) glaubt mit Georg Ferus sogar seinen Namen zu kennen. Außerdem sei der Druck auch in Deutsch und Tschechisch erschienen.

[61] http://de.wikipedia.org/wiki/Sixtus_V.

[62] http://de.wikipedia.org/wiki/Johannes_Paul_II.

[63] http://de.wikipedia.org/wiki/Ernst_Adalbert_von_Harrach.

[64] http://de.wikipedia.org/wiki/Johannes_Nepomuk.

[65] http://de.wikipedia.org/wiki/Matth%C3%A4us_Ferdinand_Sobek_von_Bilenberg.

[66] Horst P. Helmer auf http://www.saazer-heimatmuseum.de/allgemein/johannes-von-nepomuk-der-heilige-ein-saazer/er.

[67] Mgr. Luděk Krčmář auf http://www.sjn.cz/de/ubersicht.htm.

[68] http://www.bischofteinitz.de/orte/ronsperg.htm.

zigungsgruppe (seit 1657). Der eben erst (1682) in den böhmischen Herrenstand aufgenommene Freiherr gab beim Hofbildhauer Matthias Rauchmüller (1645–1686)[69] in Wien ein Bozetto (= kleines Gipsmodell) für eine Nepomukstatue in Auftrag, denn das 300-Jahr-Jubiläum stand unmittelbar bevor. Der als gebildet und sprachgewandt geschilderte Gottfried von Wunschwitz war zu jener Zeit Hauptmann des Pilsner Kreises, zu dem die kleine Stadt Nepomuk gehörte, also auch von dieser Seite mit der Geschichte des Johannes vertraut. Außerdem hatte er gerade das Heiratsgut seiner Frau Anna Feliciana übernommen: Stadt und Burg Ronsperg (tschechisch: Poběžovice), ca. 70 Kilometer nordwestlich vom Geburtsort des Johannes.

Hierher lud er den Prager Bildhauer Johann Brokoff (tschechisch: Jan Brokov, 1652–1718)[70] ein, um das Gipsmodell in eine lebensgroße Holzstatue umzusetzen, die wiederum dem Nürnberger Stuck- und Glockengießer Wolf Hieronymus Herold (1627–1693)[71] als 1:1-Modell für den Bronzeguss diente. Wir dürfen annehmen, dass die neue Statue pünktlich am 16. Mai 1683, 300 Jahre nach dem Todesdatum des ersten Nepomuk, auf der Karlsbrücke enthüllt wurde.

Auf einem dreiteiligen Sockel steht überhöht der spätere Heilige, angetan mit einem normalen Priestertalar, darüber gezogenen Chorhemd und einem Schulterumhang aus Hermelin, der ihn als Mitglied des Domkapitels ausweist. Auf dem Kopf, der von einem Sternenkranz umgeben ist, trägt er ein Birett und blickt auf ein Kruzifix, welches er neben dem Palmenzweig der Märtyrer in Händen hält. Nach diesem Vorbild wurden alle weiteren Brückenheiligen gestaltet, die auf unzähligen Brücken in Europa stehen. Am mittleren Quadersockel ist unter dem reliefierten Bronzewappen des Stifters eine gleichfalls bronzene Schrifttafel angebracht, mit dem Text:

DIVO IOANNI
NE POMUCENO
ANNO MCCCLXXXIII
EX HOC PONTE
FEIECTO
ERREXIT
MATHIAS L.B.
DEWUNSCHWITZ
ANNO MDCLXXXIII[72]

Die Bronzetafel auf dem linken Sockel zeigt im Vordergrund einen Mann in leichter Rüstung, der dem vor ihm sitzenden Jagdhund tröstend den Kopf krault, im Hintergrund einen Beichtstuhl mit einer knienden Frau. Es handelt sich unzweifelhaft um die Königin Johanna und ihren Gatten Wenzel mit dem Tier, das sie drei Jahre später zerfleischen sollte. Vom Beichtvater sieht man nur die Beine.

Die Darstellung auf der rechten Bronzetafel ist lebhafter und zeigt den Brückensturz des Johannes Nepomuk. Im Vordergrund die Rückansicht einer sitzenden Frau, rechts von ihr ein Lands-

[69] http://de.wikipedia.org/wiki/Matthias_Rauchm%C3%BCller.

[70] http://de.wikipedia.org/wiki/Johann_Brokoff.

[71] http://www.deutsche-biographie.de/sfz30225.html.

[72] Übersetzt: „Dem göttlichen Johannes Nepomuk, der im Jahr 1393 von dieser Brücke geworfen wurde, errichtet von Mathias L.B. Von Wunschwitz im Jahr 1683“. Die Statue selbst ist mit der Inschrift „BROKOFF FEC“ und „ME FECIT WOLFF HIERONIMVS HEROLDT / IN NVREMBERG 1683“ signiert.

Lesender Putto an der Johannes-Nepomuk-Statue am Pfarrplatz in Linz.
Foto: Nordico NA031461 von Hans Wöhrl 1959

knecht mit Schwert, links von ihr ein Kind, das hinter seinem Rücken ein Buch verbirgt. Möglicherweise handelt es sich bei der Dame um Königin Johanna, die von dem Schergen gezwungen wurde, das Geschehen mit anzusehen. Das Kind ist schwieriger zu interpretieren, doch taucht es auf späteren Darstellungen als Putto wieder auf, u. a. beim hl. Nepomuk am Pfarrplatz in Linz. Die natürliche Patina ist beim Hund auf der linken und bei Nepomuk und der Frau auf der rechten Tafel von den Fingern unzähliger Touristen wegpoliert, die im Glauben, sich einen Wunsch erfüllen zu können, diese Stellen immer wieder berühren.

Der omnipräsente Nepomuk

Die Idee, eine Statue des künftigen Heiligen auf jener Brücke zu errichten, an der er ums Leben kam, hat sich als wegweisend erwiesen. Sie übertrug sich auf Brücken schlechthin, und es wäre reizvoll herauszufinden, wo die ersten Nachahmungen zur Aufstellung gelangten.

Das Holzmodell des Jan Brokoff jedenfalls wurde in Gold gefasst und fand in einer Kapelle Platz, die der Prager Bürger Kristian Florian Heger 1691 zu Ehren Nepomuks in der Prager Neustadt errichten ließ.[73] Heute steht an dieser Stelle eine 1730–1739 nach Plänen von Kilian Ignaz Dientzenhofer[74] erbaute Barockkirche mit der Statue am Hauptaltar, umsäumt von den böhmischen Nationalheiligen Ludmilla und Wenzel (Kirche St. Johannes von Nepomuk am Felsen, tschechisch: Kostel sv. Jana Nepomuckého na skalce).[75]

Der erste Linzer Nepomuk geht auf das Jahr 1704 zurück und stand ebenfalls nicht direkt auf der Brücke, sondern in einer der beiden Seitennischen eines Brückentores, welches der Obermauteinnehmer Martin Fortunat Ehrmann von Falkenau durch Baumeister Johann Michael Prunner errichten ließ. Am Torbogen stand damals noch die hl. Maria. In der zweiten Seitennische fand der hl.

---

[73] http://de.wikipedia.org/wiki/Kirche_St._Johannes_von_Nepomuk_am_Felsen.

[74] Kilian Ignaz Dientzenhofer (1689–1751) war ein Baumeister des böhmischen Spätbarock und zeichnet u.a. auch für den Umbau der Nepomukkirche in der Stadt Nepomuk verantwortlich: http://de.wikipedia.org/wiki/Kilian_Ignaz_Dientzenhofer.

[75] Sie ist derzeit nur sonntags bei der Messe zu besichtigen: http://de.wikipedia.org/wiki/Johannes-Nepomuk-Kirche.

Nikolaus Platz.[76] Der zweitälteste Nepomuk ist jener auf der Traunbrücke, wie die Inschrift „1706" behauptet. Probleme bereitet in diesem Fall das eingravierte „B." über dem Namen „NEPOMVCENUS", welches „Seliger" bedeutet und nicht korrekt sein kann, denn die entsprechende Kanonisation erfolgte erst 1721.[77] Der zeitlich dritte Nepomuk von Linz bzw. aus dem urbanen Umkreis steht im Zaubertal an der Brücke zum Kalvarienberg und soll auf das Jahr 1708 zurückgehen.[78]

Ganz ähnlich war die Situation in Niederösterreich, wo bis zur Heiligsprechung 1729 folgende sicher datierte Statuen Nepomuks aufgestellt wurden (nicht eingerechnet die nur vage für das 18. Jahrhundert datierten, die Basisfiguren an Dreifaltigkeitssäulen und alle Nepomuke in Kirchen und Kapellen): 1703 in Göllersdorf, 1707 in Aspersdorf und Göllersdorf, 1710 in Maissau, Schrattenthal, Sitzendorf an der Schmida und Weitersfeld, 1713 in Erla, 1715 in Stein an der Donau, 1716 in Traiskirchen, 1720 in Mödring und Untermixnitz, 1721 in Eisgarn, 1722 in Schloss Rohrau und Tribuswinkel, 1723 in Stockerau, 1724 in Fronsburg, Krems, Maria im Gebirge, Prutzendorf und Weitra, 1725 in Weikendorf, 1726 in Zaingrub, 1728 in Goggitsch, Schmida und Stetteldorf am Wagram.[79]

All diese Statuen wurden für einen Mann errichtet, der noch gar nicht heiliggesprochen war. Wenn man auch die Kraft des Faktischen in der Barockzeit nicht unterschätzen darf und wenn auch jeder Orden seine eigenen Heiligen zusätzlich protegierte, so fällt doch das massierte Auftreten des künftigen Heiligen auf, und zwar im öffentlichen Raum – nicht in Kirchen oder Kapellen, wo man dies noch erwarten könnte. Es scheint, als ob die mitteleuropäische Gesamtkirche Johannes Nepomuk mit einer PR-Aktion ganz neuer Art „pushen" wollte.

Allein der Vatikan in Rom stellte sich noch immer taub, weshalb der Verdacht nahe liegt, dass die Heiligsprechungskongregation das umfangreiche Archiv des Heiligen Stuhls zu Rate gezogen hatte. Dort wird sie sehr rasch auf den Bericht des Erzbischofs Johann von Jenstein aus dem Jahr 1393 gestoßen sein, in dem von der Königin und dem gewahrten Beichtgeheimnis nichts zu lesen stand. Damit aber war das für 1383 behauptete Martyrium in Frage gestellt. Und ohne Martyrium gab es keine Heiligsprechung.

Da nützten auch neue Publikationen wenig, die immer schwulstiger wurden und sich in ihren Elogen über Johannes Nepomuk gegenseitig zu übertreffen suchten. Alle diese Schriften blieben Schall und Rauch. Den nachhaltigsten Impuls für die Heiligsprechung gaben die für jedermann sichtbaren Brückenheiligen. Sie waren nicht mehr zu übersehen und haben stummen Druck auf den Vatikan ausgeübt. Deshalb musste ein Ausweg aus dem Dilemma mit dem doppelten Nepomuk gefunden werden.

---

76 Über das Schicksal dieses Nepumuk weiter unten mehr.

77 Auch über ihn weiter unten mehr.

78 Wie oben Anm. 22.

79 Entsprechende Liste der Nepomuk-Darstellungen auf http://de.wikipedia.org/wiki/Johannes_Nepomuk; vgl. auch Brigitte Faßbinder-Brückler, Theodor Brückler: Johannes von Nepomuk – Seine Zeit – Sein Leben – Sein Kult. – Hollabrunn 2001 und Agnes Rudda: Auf den Spuren des Johannes von Nepomuk im Waldviertel. – Eigenverlag Agnes Rudda, Heidenreichstein.

Eine neues Wunder ist vonnöten

Märtyrer, die ob ihres Glaubens gewaltsam ums Leben gekommen sind, zählten automatisch zu den Heiligen. Ihre Kanonisation bereitete kaum Schwierigkeiten. In den meisten Fällen genügte die Eintragung in das Martyrologium, in dem alle Heiligen verzeichnet sind. Darauf hatten die Betreiber der Heiligsprechung Nepomuks in Prag ja gesetzt und ihn deshalb mit dem Palmenzweig in Händen darstellen lassen. Weil aber die Akten der römischen Bürokraten dagegen sprachen, musste ein Wunder geschehen, um doch noch ans Ziel zu gelangen.

Der künftige Heilige sollte selbst einen Beitrag dazu leisten. Also wurde am 15. April 1719 in Anwesenheit einer erzbischöflichen Kommission, die aus Geistlichen und Ärzten bestand, das Grab des Johannes Nepomuk im Veitsdom – angeblich zum ersten Mal – geöffnet.[80] Man fand wie zu erwarten nur noch die Gebeine vor. Bei näherem Hinsehen entdeckte man aber im Schädel, der mit Erde gefüllt war, die angeblich völlig unversehrte Zunge, die ihre natürliche rote Farbe behalten hatte. Als ein Arzt mit dem Messer einen Einschnitt vornahm, begann sie sogar zu bluten. Diese in jeder Hinsicht ungewöhnliche Erscheinung wurde mit den entsprechenden Zertifikaten der Ärzte umgehend nach Rom berichtet. Es ließ sich offenbar nicht leugnen, dass es sich um ein Wunder handelte, und richtig wurde Johannes Nepomuk bereits am 31. Mai 1721 von Papst Innozenz XIII. (Michelangelo Conti di Poli 1655–1724)[81] ungeachtet aller vorherigen Bedenken selig gesprochen[82]

Die erste Hürde war geschafft. Der Prager Generalvikar war nun im wahrsten Sinne des Wortes zum „Blutzeugen"[83] geworden. Die nächste und finale Stufe war schwerer zu erreichen, denn die oben geschilderten Ungereimtheiten bestanden – Wunder hin und her – nach wie vor. Zeugenaussagen über das Leben und Sterben Nepomuks wurden gesammelt und in einem 500seitigen Kompendium 1722 in Wien gedruckt („Acta utriusque processus in causa canonisationis beati Joannis Nepomuceni martyris super fama sanctitatis virtutum et miraculorum").[84] Doch das waren samt und sonders nur Wortspenden einflussreicher Persönlichkeiten, die etwas von ihren Voreltern gehört oder irgendwo gelesen hatten.

Davon ließ sich der Vatikan nicht beeindrucken. Die Heiligsprechungskongregation hegte vermutlich sogar den Verdacht, dass das Zungenwunder fingiert gewesen sein könnte. Sie entsandte daher eine eigene, päpstliche Kommission nach Prag, um den Gegenstand der Verehrung neuerlich untersuchen zu lassen. Abermals versammelte sich am 27. Jänner 1725 eine große Anzahl von Experten im Veitsdom zu Prag, um das Grab zu öffnen. Erwartungsgemäß war die Zunge inzwischen eingetrocknet und hatte sich graubraun verfärbt. Worauf immer man gehofft haben mag, es war nicht eingetreten. Die Herren diskutierten das Ergebnis ihrer Untersuchung,

[80] Zum Folgenden vgl. Horst P. Helmer (wie Anm. 10).
[81] http://de.wikipedia.org/wiki/Innozenz_XIII.
[82] http://www.sjn.cz/de/ubersicht.htm.
[83] Anderes Wort für Märtyrer.
[84] Zitiert nach Abel, Legende (wie Anm. 6), S. 38.

denn guter Rat war nun teuer. Doch siehe da, als das Palaver schon eine dreiviertel Stunde andauerte, nahm die Zunge allmählich wieder ihre normale purpurrote Farbe an. Das war nun deutlich genug, und alle Anwesenden standen nicht an, diese bemerkenswerte Tatsache auch eidlich zu bekräftigen. Die Zunge wurde nicht mehr zurückgelegt, sondern ein Jahr später (1726) gefasst und in eine kostbare Reliquien-Monstranz eingelassen. Sie wird seither in der Schatzkammer des Veitsdomes aufbewahrt.[85]

Aufgrund dieses neuen Wunders eröffnete man in Rom den Heiligsprechungsprozess, der im Jänner 1729 positiv abgeschlossen wurde. Die Kanonisation nahm Papst Benedikt XIII. (Pietro Francesco Orsini, 1649–1730)[86] am Vorabend des 20. März persönlich vor. Mit der Entscheidung für dieses Datum gab der Vatikan deutlich zu erkennen, dass er jenen Nepomuk gemeint hat, der 1393 wegen des Vorfalls im Kloster Kladruby von der Karlsbrücke geworfen wurde und dessen Zunge sich wunderbarerweise erhalten hat. Davon unbeeindruckt feiert man in Prag bis zum heutigen Tag das Fest des hl. Johannes Nepomuk am 16. Mai, dem Todestag des 1383 ums Leben gebrachten Beichtvaters von Königin Johanna. Gemeinsam ist beiden das zweimalige Wunder mit der Zunge, und auf dieser Ebene werden sich Prag und Rom auch verständigt haben. Das kostbare Stück fand übrigens Eingang in die Heraldik und wird in roter Farbe auf blauem Grund wiedergegeben, flankiert von einem Kranz mit fünf Sternen.[87] Der Diskurs über die beiden Nepomuke war damit noch lange nicht zu Ende. Zunächst aber überwog die Freude über die Heiligsprechung, die mannigfach sichtbaren Ausdruck fand. Nepomuke wuchsen fortan „wie die Schwammerl" auf den Brücken Europas.

Neue Wallfahrten und Nepomuk als Wirtschaftsfaktor

Bereits die Seligsprechung von 1721 war mit angeblich 50.672 im Veitsdom gelesenen Messen auch ein einträgliches Geschäft.[88] 1729 steigerte sich die lukrative Begeisterung noch einmal. Nun waren es innerhalb von acht Tagen – solange dauerten die Feierlichkeiten in Prag – 3.200 Messen, d. s. 400 pro Tag! Der Zustrom der Pilger, die in Massen herbeiströmten, dürfte kaum mehr zu bewältigen gewesen sein. Sie brachten unzählige Votivgaben aller Art mit: Aus Gold und Silber geformte Hände, Füße, Köpfe, Augen, Ohren, Stirnen, Zungen, Zähne, Brüste, Herzen, Mägen, ja sogar Wickelkinder.[89]

Angesichts der ungeheuren Einnahmen glaubte nun auch der Wiener Hof, der die Heiligsprechung sehr begrüßt hatte, sich einmischen zu müssen. Kai-

[85] Abel, Legende (wie Anm. 6).

[86] http://de.wikipedia.org/wiki/Benedikt_XIII._(Papst).

[87] Beispiele in den Bezirkswappen der Leopoldstadt und der Brigittenau in Wien: http://de.wikipedia.org/wiki/Johannes_Nepomuk.

[88] Abel, Legende (wie Anm. 6), S. 79 fußend auf Wenzel Franz Neumann, Hundertjährige Jubelfeier der Heiligsprechung des heil. Johann von Nepomuk, Martyrers und böhmischen Landespatrons. Ein Gebet- und Erbauungsbuch für katholische Christen, besonders für eifrige Verehrer dieses großen Heiligen. – Prag 1829, S. 97.

[89] Ebenda, S.80.

ser Karl VI. (1685–1749)[90] schlug höchstpersönlich vor, dass man dem Heiligen eine würdigere Grabstätte im Veitsdom errichten möge. Er ruhte ja seit 1393 unter einem einfachen Bodengrabstein mit der lapidaren Inschrift „Johannes de Pomuk".

Hofbaudirektor Gundacker Ludwig Graf Althan (1665–1747)[91] erhielt den Auftrag, geeignete Künstler ausfindig zu machen. Ein solcher war mit dem ihm bestens bekannten Hofarchitekten Joseph Emanuel Fischer von Erlach (1693–1742)[92] sogleich gefunden, der umgehend einen ersten Entwurf lieferte. Die Ausführung wurde dann dem venezianischen Bildhauer Antonio Corradini (1668–1752)[93] überlassen, der – wie üblich – ein Bozetto und auch das Holzmodell lieferte. Den Guss des gänzlich aus Silber bestehenden Grabmals fertigte der Wiener Goldschmied Johann Joseph Würth, der zwischen 1733 und 1736 daran arbeitete, ohne zu einem Abschluss zu kommen. Seine endgültige Ausgestaltung erfuhr das aus 16,5 Tonnen Silber bestehende Prunkstück erst 1771 unter Königin Maria Theresia.

Das sehr bemerkenswerte Epitaph wird allerdings noch übertroffen von der Nepomuk-Wallfahrtskirche in Zelena Hora, einem Bauwerk, das seit 1994 zum Weltkulturerbe zählt. Noch vor dem ersten Zungenwunder hatte Václav Vejmluva, der Abt des Zisterzienserklosters Žďár (deutsch: Saar), den Auftrag erteilt, auf einem nahe gelegenen Hügel eine Wallfahrtskirche zu Ehren des künftigen Heiligen zu errichten.[94] Žďár nad Sázavou befindet sich in der Region Vysočina, genau an der Grenze zwischen Böhmen und Mähren, ca. 80 Kilometer nordwestlich von Brno (Brünn). Es war dies zweifellos ein sehr gewagtes Unternehmen, denn Nepomuk war zu dieser Zeit noch nicht einmal selig gesprochen. Einzig die Lage seines Klosters wird den Abt an die ganz ähnlichen landschaftlichen Gegebenheiten in Pomuk erinnert haben, wo sich das ehemalige Zisterzienserkloster ebenfalls am Fuße eines Hügels befunden hatte. Zwar wurde dieser Zelena hora (Grüner Berg) genannt, wogegen der in Žďár die Namen Černý les (= Schwarzer Wald) und Strmá hora (= Steiler Berg) trug, aber dies ließ sich ja ändern. Entscheidend war für den Abt allein, dass das Stift Žďár im 13. Jahrhundert vom Kloster Pomuk aus gegründet und besiedelt worden ist. Dabei spielte es keine Rolle, dass Johannes Nepomuk

---

[90] Eigentlich Karl VI. Franz Joseph Wenzel Balthasar Johann Anton Ignaz, als Karl III. (III. Károly) König von Ungarn und Kroatien, als Karl II. (Karel II.) König von Böhmen, als Karl III. (Carlos III.) designierter König von Spanien sowie durch den Frieden von Utrecht von 1713 bis 1720 als Karl III. (Carlo III.) auch König von Sardinien und ab 1720 als Karl IV. (Carlo IV.) König von Sizilien: http://de.wikipedia.org/wiki/Karl_VI._(HRR).

[91] Er war u. a. für den Bau der Karlskirche in Wien, der Hofbibliothek und den Ausbau des Stiftes Klosterneuburg zuständig und richtete in seinem Haus die Akademie der Bildenden Künste ein: http://de.wikipedia.org/wiki/Gundacker_von_Althan.

[92] Als solcher hatte er mit Hilfe seines Förderers Gundacker von Althan den renommierten Lukas von Hildebrandt aus dessen Position verdrängt: http://www.google.de/#hl=de&source=hp&biw=-549&bih=269&q=Joseph+Emanuel+Fischer+von+Erlach&btnG=Google-Suche&aq=f&aqi=&aql=&oq=&bav=on.2,or.r_gc.r_pw.&fp=759c3373ff5ccd3c.

[93] Von ihm stammt auch der ein paar Jahre zuvor angefertigte Vermählungsbrunnen am Hohen Markt in Wien: http://de.wikipedia.org/wiki/Antonio_Corradini.

[94] http://de.wikipedia.org/wiki/Kloster_%C5%BD%C4%8F%C3%A1r.

Das aus 16 Tonnen Silber bestehende Grabmal des Johannes Nepomuk im Veitsdom zu Prag.
Foto: Internet

nur wenig mit dem einen und gar nichts mit dem anderen Kloster zu tun hatte.

Der Schwarze Wald wurde kurzerhand abgeholzt, und der „steile" in einen „grünen" Berg umbenannt. Auf der Kuppe entstand nun 1719–1721 nach Plänen des Architekten Johann Santini-Aichl (1677–1723)[95] ein Bauwerk, für das es weltweit kein Vergleichsbeispiel gibt, denn es ist ganz und gar auf die fünf Sterne über dem Haupt des Heiligen abgestimmt. Bereits der in einen Kreis eingeschriebene Grundriss der Kirche bildet einen fünfzackigen Stern. Die aufgehenden Wände formen fünf Nischen mit einem Haupt- und vier Seitenaltären. Die von 10 Wandpfeilern getragene Kuppel zeigt im Zentrum die rote Zunge in einem goldenen Strahlenkranz. Zwei durchgehende Emporen gliedern die aufgehenden Seitenwände im Rund. Am Hauptaltar sind fünf Engel zu sehen, die eine Weltkugel mit fünf Sternen halten, auf der Nepomuk steht.

Sie stammen wie die vier Evangelisten auf den Seitenaltären aus der Werkstatt von J. Paul Czechpauer († 1726),[96] mit dem Johann Santini-Aichl häufig zusammengearbeitet hat. Die Kirche ist in ca. 30 Meter Entfernung von einem gedeckten Wandelgang in Form eines zehnzackigen Sternes umgeben, in den 5 fünfeckige Kapellen und 5 Torbauten mit 5 Zugängen zum Gesamtareal eingeschrieben sind.[97] Die Gesamtanlage ist überaus faszinierend, doch handelt es sich um ein „Potemkinsches Dorf", eine Wallfahrtsstätte ohne die Aura des Heiligen selbst. Dieses Manko führt uns zurück zum doppelten Nepomuk.

---

[95] Johann Blasius Santinis Eltern sind von Italien nach Prag zugewandert. Hier als Maler ausgebildet, wandte er sich nach seiner Rückkunft von den Wanderjahren der Architektur zu und entwickelte die für Böhmen kennzeichnende Barockgotik, bei der gotische und barocke Stilelemente gemischt wurden. Santini zählt neben Kilian Ignaz Dientzenhofer zu den herausragenden Baumeistern des böhmischen Spätbarock. Außer der Wallfahrtskirche Zelena Hora schuf er mit der Klosterkirche Sedlec in Kuttenberg ein zweites Bauwerk, das zum Weltkulturerbe zählt. Mit Nepomuk verbindet ihn auch noch der Umbau der Kirche des Klosters Kladruby, wo das Unglück des Heiligen seinen Anfang nahm: http://de.wikipedia.org/wiki/Johann_Blasius_Santini-Aichl.

[96] http://de.wikipedia.org/wiki/Johann_Paul_Czechpauer.

[97] Heute sind nur noch drei davon offen. Dafür wurde eine Straße um die gesamte Anlage gebaut, um sie wirklich von allen Seiten würdigen zu können.

Das vorläufige Ende des Phantom-Nepomuks

Im Jahre 1777 hatte der Augustiner Eremit Athanasius a Sancto Josepho mit seinem Werk *„Dissertatio historico-chronologico-critica de Joanne de Pomuk"*[98] dem Spuk des von Hájek erfundenen Nepomuk ein vorläufiges Ende bereitet. Er konnte sich dabei auf den Bericht des Erzbischofs Johann von Jenstein aus dem Jahr 1393 stützen, der 1752 nun auch in Prag bekannt geworden war. Im Grunde genommen hätte er dieser Quelle gar nicht bedurft, wenn die Logik schon früher Platz gegriffen hätte. Doch Phantome waren und sind nicht so leicht zum Verschwinden zu bringen, vor allem, wenn es sich um Idole handelt. In Böhmen galt es, den „Beichtvater der Königin" zu retten, was sich mit einer Verschmelzung der beiden Personen genauso leicht lösen ließ wie mit ihrer seinerzeitigen Trennung. Es musste nur der Name der Königin ausgetauscht werden. König Wenzel habe eben 1393 mit der Marter und dem Tod des Nepomuk eine alte (nicht gebrochenes Beichtgeheimnis) und neue Rechnung (Ungehorsam und Verrat) auf einmal beglichen. So lautet die Quintessenz der neuen These.

Kirchenintern war das Werk von Athanasius a Sancto Josepho ein Affront gegen die Jesuiten, denn Nepomuks Legende fiel gewohnheitsrechtlich in deren Zuständigkeit. Ihr Orden war freilich 1773 aufgehoben worden. Deshalb war es plötzlich möglich, alle Taten und Schriften der Gesellschaft Jesu öffentlich zu kritisieren. Davon machten alle übrigen Geistlichen reichlich Gebrauch. Den nächsten Schlag in Sachen Nepomuk-Legende führte der Piarist Gelasius Dobner (1719–1790),[99] der die böhmische Chronik des Vaclav Hájek ebenfalls vernichtend kritisierte und damit auch die Story vom doppelten Nepomuk, der er 1784 sogar ein eigenes Buch widmete.[100] Weil Hájeks Chronik in tschechischer Sprache abgefasst war, richtete sich die Kritik nun auch gegen die tschechische Nation in Böhmen. Nepomuk geriet in der Folge mitten in den Nationalitätenstreit.[101]

Doch noch war Johannes Nepomuk „in Böhmen nicht verloren". Vier Jahre später (1788) unternahm der Exjesuit Franz Pubitschka (1722–1807)[102] den Versuch, die alte Ordnung wieder herzustellen.[103] Im siebten Band seiner »Chronologische(n) Geschichte Böhmens unter den Slaven« brachte er „neue" Quellen ein, unter anderem eine angeblich zeitgenössische Abbildung des Heiligen aus dem 14. Jahrhundert.

Die Dreistigkeit dieses Autors, der sich selbst als unbestechlicher Historiker bezeichnete, treibt seinen Zunftgenossen noch heute die Schamesröte ins Gesicht. Auf dieses (Mach-)Werk hatte sich der

---

98 http://www.sjn.cz/de/ubersicht.htm und http://www.catholicity.com/encyclopedia/j/john_nepomucene,saint.html.

99 http://de.wikipedia.org/wiki/Gelasius_Dobner.

100 „Vindiciæ sigillo confessionis divi Joannis nepomuc. Protomartyris poenitentiæ assertæ". – Prague et Vienna 1784.

101 Vgl. dazu Kristine Kallert, Landesheilige in Böhmen: Das Denkmal und die Denkmäler, in: Deutsche und Tschechen. Geschichte – Kultur – Politik. 2. Aufl. – München 2003, S. 162 ff.

102 http://de.academic.ru/dic.nsf/meyers/111973/Pubitschka.

103 Erschienen in Prag 1788. Es handelt sich um die erste Publikation zur Geschichte Böhmens in deutscher Sprache, die wegen ihrer großen Mängel später heftig kritisiert wurde.

Domkustos Wenzel Franz Neumann gestützt, als er zur 100-Jahr-Feier der Heiligsprechung 1829 ein Buch herausbrachte, welches den hl. Nepomuk nach wie vor 1383 ums Leben kommen lässt.[104]

Es würde zu weit führen, den bis heute andauernden Krieg der Schreibfedern nachzuvollziehen. Eine interessante Facette brachte noch Otto Abel ein (1824–1854),[105] der nachzuweisen versuchte, dass die Jesuiten spätestens nach dem Dreißigjährigen Krieg das Bild des Jan Hus durch jenes von Jan Pomuk zu ersetzen versuchten.[106] Ersterer wurde im Böhmen des 15. Jahrhunderts offen und im 16. Jahrhundert heimlich als Märtyrer verehrt und stets im Priestertalar mit Birett und einem Buch in der Hand abgebildet. Diese Darstellungen hätten dann – so Abel – als Vorbild für die Ikonografie Nepomuks gedient, vor allem in Hinblick auf den Priestertalar und das Buch, welches aus der Legende des Heiligen sonst nicht ableitbar ist. Doch die Beweisführung ist schwierig, weil sich kaum Abbildungen von Jan Hus erhalten haben und es keine Darstellung von Nepomuk vor 1640 gibt. Damit kehren wir zurück zu den Nepomuken von Linz.

Nepomuke in Linz, indoor und outdoor

Nach der Seligsprechung von Johannes Nepomuk war es nur natürlich, dass er in einer zweiten Phase auch in die Kirchen der Monarchie Eingang fand, wo er in aller Stille verehrt und um seine Hilfe angefleht werden konnte. Hier musste er das Feld mit anderen Heiligen teilen, erreichte aber im 18. Jahrhundert rein quantitativ eine Spitzenstellung. Die Darstellungsmöglichkeiten reichten von der Plastik über das Altarblatt und das Fresko bis hin zu eigenen Kapellen. Diese Nepomuke haben sich in der Regel (mit Ausnahme von St. Peter, Kleinmünchen, und dem Alten Dom) bis heute im ursprünglichen Zustand am ursprünglichen Ort erhalten.

Die ortsstabilen Nepomuke

Man würde nach dem oben Gesagten annehmen können, dass der hl. Nepomuk zuerst bei den Jesuiten Aufnahme gefunden hat. In Linz waren es aber nicht sie, sondern die Karmeliten an der Landstraße, die dem künftigen Heiligen als erste baulich huldigten. Sie richteten ihm 1726/27 in der Vorhalle rechts nach dem Eingangstor eine eigene Kapelle ein, die durch ein Schmiedeeisengitter betreten werden kann.[107] Die Statue des Heiligen steht dort unter einem reich drapierten Baldachin auf dem

[104] Wenzel Franz Neumann, Hundertjährige Jubelfeier der Heiligsprechung des heil. Johann von Nepomuk, Martyrers und böhmischen Landespatrons. Ein Gebet- und Erbauungsbuch für katholische Christen, besonders für eifrige Verehrer dieses großen Heiligen. – Prag 1829. Es handelt sich dennoch um ein verdienstvolles Werk, weil es das zweimalige Zungenwunder sowie die Festlichkeiten bei der Heiligsprechung in Rom und Prag minuziös schildert. Digitalisat auf: http://books.google.de/books.

[105] http://de.wikipedia.org/wiki/Otto_Abel_(Historiker).

[106] Die Legende vom hl. Johannes von Nepomuk (wie Anm. 6).

[107] Kunsttopographie Bd. XXXVI (wie Anm. 2) S. 240; DEHIO Linz (wie Anm. 2), S. 189. Vgl. zum Folgenden auch Leo Möstl, 300 Jahre Karmelitenkirche in Linz, in: Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1973/74 (1974), S. 131–175, 300 Jahre Karmeliten in Linz, hg. von Wilhelm Rausch. – Linz 1974.

Der Nepomukaltar der Nepomukkapelle in der Linzer Karmelitenkirche.
Foto: Nordico NA040430 von Hans Wöhrl 1958

Die Oberlichte des Schmiedeeisengitters vor der Nepomukkapelle in der Karmelitenkirche mit der Büste des Heiligen. *Foto: Nordico NA040441 von Hans Wöhrl 1958*

Kapellenaltar der Schmerzhaften Muttergottes in der Karmelitenkirche mit der Statue des Johannes Nepomuk.
Foto: Nordico NA040467 von Hans Wöhrl 1958

Altar, zu seinen Seiten zwei Engel mit Schilden, auf denen der Brückensturz (links) und eine Beichtszene (rechts) dargestellt sind.[108] Im Aufsatz des Schmiedeeisengitters ist er zusätzlich dargestellt. Genau gegenüber befindet sich eine Kapelle der Schmerzhaften Mutter Gottes. Das entsprechende Altarblatt wird von zwei Heiligenstatuen flankiert, deren eine den dritten Nepomuk auf engstem Raum darstellt.[109]

Einen vierten, und besonders interessanten, finden wir im Hauptschiff. Im Aufsatz des Liborius-Altares sehen wir ihn auf einer Wolke knien, umgeben von drei Putti und zwei allegorischen Figuren;[110] die an seinem rechten Ohr stellt mit dem Finger am Mund die Verschwiegenheit dar, die andere zu seinen Füßen symbolisiert die Geschwätzigkeit mit einer gespaltenen Zunge und Schlangen im Haar. Sie hält in der einen Hand eine zerbrochene Posaune mit der Aufschrift „infamia", in der anderen einen Dolch mit der Aufschrift „detractio". Der eine Putto bringt Nepomuk den Palmzweig, der andere weist auf einen Text in einem Buch hin, der dritte hält auf einem geschlossenen Buch die päpstliche Tiara. Der Strahlenkranz mit den fünf Sternen fehlt. Zweifellos geht es in diesem Bild um die Umstände der Heiligsprechung, die von der Geschwätzigkeit hintertrieben wird.

Noch eindrucksvoller ist die Nepomuk-Kapelle in der Stadtpfarrkirche, die sich an gleicher Stelle befindet wie bei den Karmeliten, aber nur über das Hauptschiff betreten werden kann. Sie geht auf den Stadtpfarrer Maximilian Gandolph Steyrer von Rottenthurm (1726–1755)[111] zurück, der sie 1735/36 anstelle eines Heiligen Grabes einrichten ließ.[112] Der Raum ist unterkellert und dient als Gruft für den Linzer Baumeister Johann Michael Prunner (1669–1739),[113]

---

108 Der Entwurf für alle Altäre geht laut Dehio sogar auf die Jahre 1710/11 zurück und stammt von Diego Francesco Carlone (1674–1750) und Paolo d'Allio (1655–1729), die beide in erster Linie Stuckateure waren.

109 Kunsttopographie Bd. XXXVI (wie Anm. 2) S. 234.

110 Ebenda, S. 240.

111 Ludwig Rumpl, Die Stadtpfarrer des 18. Jahrhunderts, in: Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1964, S. 123–226.

112 Kunsttopographie Bd. XXXVI (wie Anm. 2) S. 403; DEHIO Linz (wie Anm. 2), S. 31.

113 Bruno Grimschitz, Johann Michael Prunner, 2. erw. Aufl. Wien 1960; Carl Hans Watzinger, „Johann Michael Prunner, des Raths unnd burgerlicher Paumeister ..." (Zum 300. Geburtstag des großen oberösterreichischen Baumeisters), in: Oö. Heimatblätter, Jg. 23 (1969), S. 20–29.

Aufsatzbild des Liboriusaltars in der Karmelitenkirche mit Darstellung des Johannes Nepomuk und den Begleitumständen seiner Heiligsprechung.
Foto: Nordico NA040567 von Hans Wöhrl 1958

der selbst den Entwurf zur Kapelle lieferte und 8.000 Gulden zum Bau beisteuerte.

Besonders bemerkenswert ist die Freskierung der flach gewölbten Decke, die mit illusionistischer Malerei den Eindruck einer Kuppel erweckt. Sie erzählt in den Medaillons vom Leben des Heiligen. Auf dem hohen tempiettoartigen Tabernakel steht in einem Wolkenkranz der hl. Nepomuk. Am Altaraufsatz die Darstellung des Brückensturzes.[114] Wie in der Karmelitenkirche ist der Heilige auch als plastische Figur an einem Altar vertreten. In diesem Fall ist es der Florian-Altar mit der Darstellung der Stadt Linz am Altarblatt.[115]

Ein wenig größer, aber bescheidener ausgestattet gibt sich die Nepomuk-Kapelle bei den Jesuiten. Sie wurde um dieselbe Zeit (1734) zwischen dem Langhaus der Kirche und der Stadtmauer als Provisorium (Holz) an die bereits bestehende Loretokapelle angebaut und erst 1782 gemauert. Damit waren die zwei wichtigsten Waffen der Jesuiten im Kampf um die Re-Katholisierung in einem Bau vereint.[116]

1930 entfernte man die Zwischenmauer, um den gesamten Bau als Nepomuk-Kapelle einzurichten, wobei der Altar des Heiligen in den „Altbau" übersiedelte.[117] Den Altar von Nepomuk, der als liegende Plastik am Totenbett dargestellt ist, zierte nun die heilige Maria in weitem Mantel. Sie wurde irgendwann nach 1938 durch eine Schlankere ersetzt.

Im Altaraufsatz ist der Brückensturz zu sehen, wobei der Haupttäter interessanterweise einen Turban trägt, was zweifellos mit den damaligen Türkenkriegen zu tun haben muss. Das Deckenfresko mit der Apotheose des Johannes Nepomuk konnte man nicht transportieren, es befindet sich noch in der ursprünglichen Kapelle.

Liegend wird der Heilige auch auf einem Seitenaltar der Deutschordenskirche dargestellt. Man könnte sogar sa-

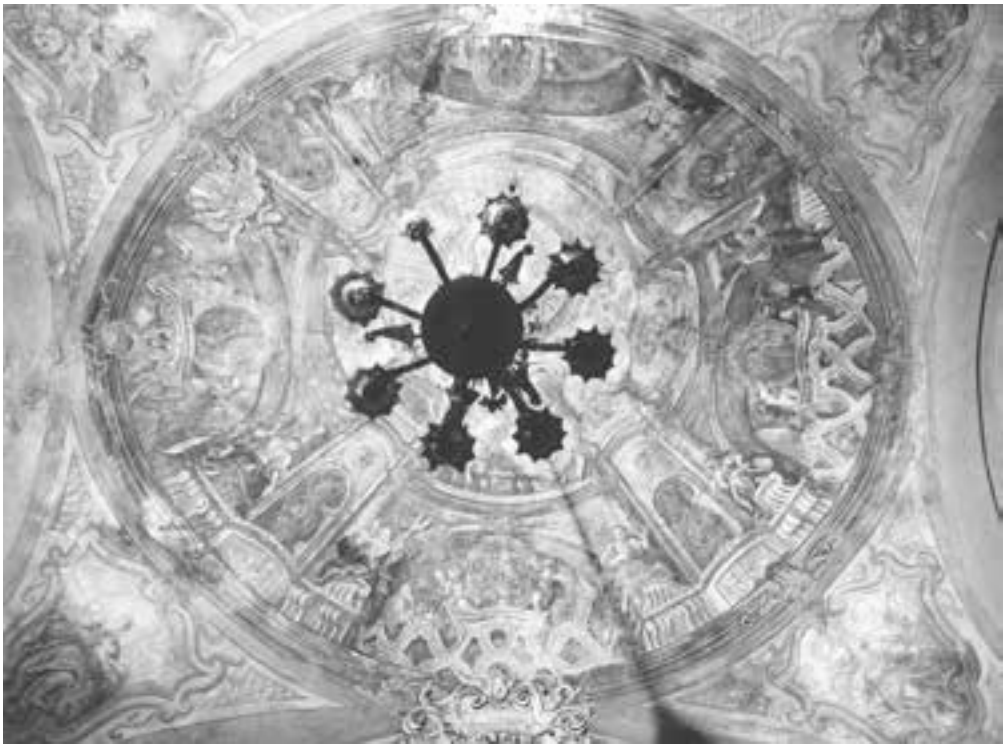
---

114 Kunsttopographie Bd. XXXVI (wie Anm. 2) S. 403 f., DEHIO Linz (wie Anm. 2), S. 31.

115 Kunsttopographie Bd. XXXVI (wie Anm. 2) S. 375 f. und DEHIO Linz (wie Anm. 2), S. 30.

116 Die Jesuiten förderten den Kult um die Wallfahrt zum Loreto-Heiligtum ca. 20 km südöstlich von Ancona in Italien im Vorland des Gran-Sasso-Gebirges. Es ist neben dem Petersdom in Rom die zweitwichtigste Wallfahrtsstätte in Italien. Verehrt werden dort eine Schwarze Madonna und eine Nachbildung des Hauses in Nazareth, in dem die heilige Maria geboren wurde: http://de.wikipedia.org/wiki/Loreto_(Marken).

117 Kunsttopographie Bd. XXXVI (wie Anm. 2), S. 192 und DEHIO Linz (wie Anm. 2), S. 17.



Deckenfresko in der Nepomukkapelle der Linzer Stadtpfarrkirche.
Foto: Nordico NA041221 von Hans Wöhrl 1957

gen, dass er schwimmt, denn im Hintergrund ist die Karlsbrücke zu sehen. Ein herabschwebender Putto überreicht ihm den Palmenzweig des Märtyrers. Das Ölgemälde wurde 1723/24 in Wien von Johann Georg Schmidt gemalt.[118]

Als die Minoriten in den Jahren 1753–1757 ihre Kirche an der Klosterstraße neu bauten, reservierten sie einen Seitenaltar für Johannes Nepomuk. Hier tritt er am Altarblatt bereits als Fürbitter auf, wie es sich für einen Heiligen ziemt. Die von Johann Martin Schmidt (= Kremser-Schmidt 1718–1801)[119] gemalte Szene harrt noch einer ikonografischen Interpretation. Johannes Nepomuk weist den Gekreuzigten auf hilfsbedürftige Menschen hin: Einen nackten Mann, der auf den Knien einen schwer Verwundeten hält, einen weiteren Verwundeten mit Kopfverband, eine Mutter mit Kleinkind usw. Die plastische Darstellung eines

[118] Kunsttopographie Bd. XXXVI (wie Anm. 2), S. 71 und DEHIO Linz (wie Anm. 2), S. 205. Es handelte sich dabei in Unterscheidung zum berühmteren Kremser Schmidt um den „Wiener" Schmidt: http://de.wikipedia.org/wiki/Johann_Georg_Schmidt_(Maler).

[119] http://de.wikipedia.org/wiki/Martin_Johann_Schmidt.

Heiligen am Tabernakelaufsatz könnte von Caspar Modler stammen.[120]

Die Ursulinen haben dem „Modeheiligen" eine ihrer Nischen im Langhaus der Kirche zur Verfügung gestellt. Er steht dort seit 1742 auf der Musikempore rechts.[121]

Außerhalb der Kirchen gibt es in Linz vier Nepomuke, die sich an Ort und Stelle erhalten haben. Der eine verteidigt sich in einer Wegkapelle an der Einmündung der Linzer Straße in die Freistädter Straße gegen die Straßenbauer und die Werbefirmen. Die Statue gehörte einst zum Heilmayergut (Freistädter Straße 163) und stammt aus der Zeit um 1800.[122]

Der zweite Nepomuk steht auf einem hohen Sockel an der Hauswand des Schableders in Urfahr (Schablederweg 54) und wird dort kaum wahrgenommen. Er dürfte frühestens im späten 19. Jahrhundert dorthin gekommen sein und ist somit der jüngste bzw. „modernste" Nepomuk der Stadt.[123]

Der dritte ist in volkstümlicher Malerei in einer Kartusche am Dauphinehof in Kleinmünchen (Dauphinestraße 40a) dargestellt und schwebt auf einer Wolke über den Heiligen Sebastian und Florian. Er könnte in das erste Viertel des 19. Jahrhunderts zurückreichen.[124]

Der vierte steht in einer Nische an der Fassade des ehemaligen Cafe Gerhardinger (Bethlehemstraße 20) und gehört heute zum Komplex der Theologischen Privatuniversität. Das Haus selbst wurde zwischen 1710 und 1720 vermutlich von Johann Michael Prunner errichtet.[125]

Zusammengezählt ergibt dies 17 ortsstabile Nepomuke in Linz. Alle übrigen mussten zumindest ein Mal in ihrem Dasein den Standplatz wechseln, einige davon sogar mehrmals.

Statue des Johannes Nepomuk in der Linzer Ursulinenkirche.
Foto: Nordico NA041616 von Hans Wöhrl 1959

[120] Kunsttopographie Bd. XXXVI (wie Anm. 2), S. 313 f.
[121] Kunsttopographie Bd. XXXVI (wie Anm. 2), S. 452.
[122] Kunsttopographie Bd. LV (wie Anm. 2), S. 370 f.
[123] Ebenda S. 467.
[124] Ebenda S. 56.
[125] Kunsttopographie Bd. L (wie Anm. 2), S. 32; Carrington Manfred – Andreas Reiter (Red.): Der Süden von Linz. Vergangenheit und Gegenwart der Ortschaften Ebelsberg, Mönchgraben, Pichling, Posch, Ufer, Wambach. – Linz 2007, 596 S.

Die wandernden Nepomuke von Linz

Bei dieser Spezies handelt es sich (fast) durchgehend um Brückenheilige, die sich wieder in mindestens drei Gruppen unterteilen lassen, in die „geschützten" Statuen, die sich ursprünglich im öffentlichen Raum befunden haben und nunmehr in Gärten ihr Dasein fristen, in „zugereiste" Nepomuke, deren Herkunft noch unklar ist, und schließlich jene, die in der Stadt selbst ein unstetes Wanderleben geführt haben.

Die Garten-Nepomuke

Zu ihnen zählt die schon etwas ramponierte Statue im Garten des Karmelitenkonvents, von der sich nur sagen lässt, dass sie aus der Mitte des 18. Jahrhunderts stammt. Sie trägt richtigerweise die für die Beichte notwendige Stola, hat aber ihre Arme und die Sterne am Strahlenkranz verloren.[126]

Aus der gleichen Zeit datiert der noch besser erhaltene Nepomuk im Kreuzgang bei den Barmherzigen Brüdern. Er stand bis vor wenigen Jahrzehnten im Garten.[127] Es ist gut denkbar, dass er noch auf die Karmelitinnen zurückgeht, für die das Kloster ja gegründet worden ist.[128]

Von einem weiteren Nepomuk im Garten der Kreuzschwestern ist verbürgt, dass er ursprünglich am Lamplwirtsteich stand. Er trägt am Sockel vorne die Inschrift „S. Joannes Nepom. 1728", links „M.A." und rechts „S.P."[129] Der Lamplwirtsteich nahm das Areal des späteren Auerspergplatzes an der Gabelung Volksgartenstraße-Stockhofstraße ein und war nach dem Gasthaus „Zum weißen Lamm" (Herrenstraße 54) benannt.[130] Mit dem Bau der Kanalisierung (1876–1881) wurde der Teich als Sammelbecken der Bäche vom Kapuzinerberg, dem Bauernberg und dem Froschberg obsolet und deshalb zugeschüttet. Damals dürfte der Nepomuk der Kreuzschwestern seinen angestammten Platz

Wegkapelle des heiligen Nepomuk beim Hartmayrgut in der Freistädter Straße.
Foto: Elisabeth Oberlik 2008

[126] Kunsttopographie Bd. XXXVI (wie Anm. 2), S. 465.
[127] Ebenda S. 43.
[128] Grundsteinlegung im Jahre 1713: Ebenda S. 32.
[129] Kunsttopographie Bd. XXXVI (wie Anm. 2), S. 465.
[130] Hanns Kreczi, Linz, Stadt an der Donau. – Linz 1951 und derselbe, Linzer Häuserchronik. – Linz 1941, Nr. 586.

verloren haben und in das Kloster gebracht worden sein.

Der vierte Garten-Nepomuk erhielt den für ihn würdigsten Platz in Linz, im Bischofshof. Er steht dort etwas seitlich, aber bestens geschützt von einer nachträglich angebrachten Überdachung. Bis 1965 erzählte er den zweiten Teil seiner Geschichte selbst, denn bis dahin stand er auf einem mächtigen Sockel mit der Inschrift: „Lingua ejus loquetur judicium" (= Seine Zunge lege Zeugnis ab) und „Emit posuitque Gregorius Thomas episcopus[131] 1846" (= [es] kaufte ihn Bischof Gregorius und stellte ihn auf 1846).[132] Dort, wo er sich damals befand, hatte er wirklich nichts verloren: vor dem Provinzialstrafhaus des Landes ob der Enns, oder mit anderen Worten: vis-a-vis vom Hauptportal des Linzer Schlosses.[133] Da erhebt sich natürlich die Frage, was ein Brückenheiliger da oben zu suchen hatte! Doch kein Zweifel, er ist auf dem großen Stadtbild im Alten Rathaus aus ca. 1743, welches sich durch unglaubliche Detailtreue auszeichnet, deutlich zu sehen. Der Zugang erfolgte über den steilen Hofberg oder über eine weniger steile Rampe entlang des Tummelplatzes. Vor der Ostfront des Schlosses muss sich ein Graben befunden haben, der auf einer Zugbrücke überwunden werden konnte. Für das Jahr 1609 ist sogar eine gemauerte Steinbrücke erwähnt.[134]

Damit ist auch der Reigen der „geschützten" Nepomuke geschlossen. Wir können zu jenen im öffentlichen Raum übergehen und beginnen mit den offenbar Zugereisten.

Die zugereisten Nepomuke

Der Johannes Nepomuk vom Pöstlingberg steht seit der Neugestaltung des Kirchenaufganges im Jahr 1937 vor dem dortigen Pfarrhof.[135] Er musste nur eine kurze Strecke von ca. 100 Metern überwinden, weil er sich zuvor am Platz vor der Kirche befand. Unterwegs hatte er nach Auskunft der Pfarre einen Zwischenaufenthalt auf der Gartenmauer, wurde dort aber immer wieder beschädigt. Damit könnte man die Sache auf sich beruhen lassen, weil es ja Fotos und Postkarten davon gibt. Es regen sich aber Zweifel: weit und breit keine Brücke und vor allem jede Menge älterer Abbildungen, auf denen er selbst vor der Kirche (noch) nicht zu sehen ist! Da soll er noch bei der Bergstation der Bahn gestanden sein. Das wäre jedoch auch kein passender Platz für einen Nepomuk gewesen. Dies gibt zu denken und nährt die Vermutung, dass er irgendwann im 19. Jahrhundert doch von irgendeiner Brücke entführt und auf den Berg gebracht worden ist.[136] Jedenfalls zählt er zu den ungeklärten Fällen.

Bemerkenswert ist das Relief am Sockel des Heiligen, welches in enger Anlehnung an das Vorbild auf der Prager Karlsbrücke den Brückensturz zeigt, und vorbildlich ist auch die Erklärungstafel.

Ein ähnlicher Fall liegt beim Nepomuk am Anfang der Ottensheimer Straße vor, der seit 1985 in einer schützenden Laterne auf einem (bewusst der

---

131 Ziegler Gregorius Thomas, 1827–1852: http://www.dioezese linz.at/ordinariat/dioezesanarchiv/chronik/bischof04.asp.

132 Kreczi, Linz (wie Anm. 146).

133 Kunsttopographie Bd. XLII (wie Anm. 2) S. 524.

134 Ebenda.

135 Kunsttopographie Bd. XXXVI (wie Anm. 2), S. 345.

136 Einen Hinweis könnte das Datum der ersten Renovierung im Jahr 1864 bieten, welches am Sockel vermerkt ist: Renovirt von Jos. Horner 1864 und Georg Horner in Linz 1900.

Der Nepomuk vom Lamplwirtsteich, heute im Garten der Linzer Kreuzschwestern.
Foto: Günther Kaar 2011

Johannes Nepomuk im Garten des Linzer Bischofshofes. *Foto: Diözese Linz 2011*

Verrostung preisgegebenen) Metallsockel steht. Die Inschrift darunter informiert darüber, dass der Zonta Club Linz die Statue renovieren ließ und dass sie ursprünglich neben dem Portal des Schlosses Hagen gestanden sei, welches bekanntlich 1963 – unter ominösen Umständen, Anm. d. Red. – abgerissen worden ist.[137] Auch dieser Nepomuk wurde nicht für den Schlosseingang geschaffen. Sein vorheriger Standplatz war am Teich des Schlosses.[138] Möglicherweise ist er identisch mit jenem Nepomuk, den Graf Starhemberg am Urfahrer Brückenkopf aufgestellt hat oder aufstellen wollte (siehe weiter unten). Jedenfalls hat es der unbekannte Künstler überaus gut mit dem Heiligen gemeint, weil er ihn in sehr jugendlichem Alter dargestellt hat.

[137] Nicht im Garten wie in der Kunsttopographie Bd. LV (wie Anm. 2), S. 366 angegeben.

[138] Auskunft der Linzer Hagen-Experten Schäffer, die sich auf mehrere Zeitzeugen berufen. Vgl. auch: Merkwürdiges aus dem Hagen/Linz. Historische Legenden, Anekdoten, Sagen und Besonderheiten unter Einbeziehung des örtlichen, herrschaftlichen und geschichtsbezogenen Umfeldes. – 2. Aufl., Linz 2009.

Johannes Nepomuk vor dem Pfarrhof am Pöstlingberg. *Foto: Willibald Katzinger 2010*

Relief des Brückensturzes am Sockel des Johannes Nepomuk am Pöstlingberg.
Foto: Willibald Katzinger 2010

Verschollene Nepomuke

Als die Johannesgasse am Römerberg verbreitert und teils neu angelegt wurde, war ein an der Ecke zur Römerstraße stehender Nepomuk im Wege, wurde entfernt und 1908 in das neu errichtete städtische Kinderheim integriert. Er fiel dann einer ersten „Säuberungsaktion" 1938 zum Opfer und ist seitdem nicht mehr gesehen worden.[139]

Im selben Jahr ging auch der Nepomuk aus der Pfarrkirche St. Peter verloren, die wie das gesamte Dorf den Hermann-Göring-Werken weichen musste.[140]

Der dritte abgewanderte Nepomuk stand bis zum Brand von 1800 an der Brücke zum Südportal des Landhauses an der heutigen Promenade.[141] Es handelt sich dabei um jenes Bauwerk, das vor einigen Jahren von Archäologen unter großer Anteilnahme der Tagespresse ganz „neu entdeckt" und freigelegt worden ist. Es war erst 1769 an Stelle einer Holzbrücke errichtet worden und brauchte nur 31 Jahre Dienst zu verrichten. Die Statue stand vermutlich mittig an der Brüstung vis-a-vis einer Maria Immaculata, beides geschaffen von Johann Michael Herstorfer.[142] Da der Stadtgraben samt Brücke nach dem Brand zugeschüttet wurde, musste auch Nepomuk weichen. Er kam 1803 nach Einsiedl bei Enns. Einige Anwohner meinten sich erinnern zu können, dass vor langer Zeit ein Nepomuk am Teichweg gestanden sei.

---

139 Kreczi, Linz (wie Anm. 146) Kapitel „Johannesstatuen".

140 Kunsttopographie Bd. XXXVI (wie Anm. 2), S. 354.

141 Kunsttopographie Bd. XLII (wie Anm. 2), S. 455 f.

142 Der Steinmetz Johann Michael d. J. (1728–1784) entstammte einer alteingesessenen Künstlerfamilie und hatte seine Werkstatt in der heutigen Zollamtstraße.

Johannes Nepomuk neben dem Portal des ehemaligen Schlosses Hagen in Urfahr.
Foto: Nordico NA037507 von Hans Wöhrl 1959

Da es in Enns nur einen Nepomuk unbekannter Herkunft gibt, liegt es nahe, ihn mit jenem auf der Linzer Landhausbrücke gleichzusetzen. Er steht am Schmiedberg neben der Villa Hohenlohe und soll nach Auskunft der jetzigen Eigentümerin von ihrem Vater Prinz Kraft Alexander zu Hohenlohe-Oehringen (1896–1994) in einer seiner Schottergruben bei Enns aufgefunden worden sein. Jedenfalls hat ihn Hohenlohe-Oehringen 1965 bei Prof. Hollnbuchner in Steyr restaurieren und neben seinem Haus aufstellen lassen.[143] Hervorstechend ist die geradezu einsam hohe Qualität der Statue, die nicht nur im Faltenwurf der Kleidung, sondern auch in den Details des Spitzenbesatzes am Chorrock und an der Ausarbeitung jedes einzelnen Knopfes am Priestertalar deutlich wird.

Wanderfreudige Nepomuke

Besonders leicht zu übersehen ist der Nepomuk im Zaubertal, der wegen seiner Lage im engen, dicht mit Bäumen bewachsenen Tal ein wahres Schattendasein führt. Er ist an der Stelle, wo er sich noch heute befindet, 1721 aufgestellt worden. Da er – wie die Sockelinschrift besagt – bereits 1708 das Licht der Welt erblickte, erhebt sich die Frage nach seinem Aufenthaltsort in den Jahren zuvor.[144]

Noch schwerer hat es der Nepomuk auf der Traunbrücke, auch nur ein bisschen Augenmerk auf sich zu lenken. Eingezwängt zwischen dem Brückengeländer und der Leitschiene der Fahrbahn kann man sich ihm gefahrlos selbst zu Fotografierzwecken kaum nähern, so stark braust der Verkehr vorbei. Er ist – wie oben schon bemerkt – aus dem Jahre 1706 und damit der zweitälteste von Linz.[145] Die Figur war beim Abbruch der alten, 1927/28 erbauten Brücke in ernster Gefahr, im Bauschutt zu landen, und stand bis dahin an deren anderen Seite. Doch dies dürfte nicht die erste Verschiebung gewesen sein, denn die Holzbrücke hat im Lauf der Jahrhunderte mehrfach ihr Aussehen geändert, und auch

[143] Petronella Kainzbauer, Kleindenkmale in der Stadtgemeinde Enns. – Enns 1977, S. 25 f.

[144] Kunsttopographie Bd. XXXVI (wie Anm. 2), S. 283.

[145] Kunsttopographie Bd. LV (wie Anm. 2), S. 510 und Manfred Carrington & Andreas Reiter, Der Süden von Linz. Vergangenheit und Gegenwart der Ortschaften Ebelsberg, Mönchgraben, Pichling, Posch, Ufer, Wambach. – Linz 2007, S. 480.

Johannes Nepomuk an der Brücke im Leondinger Zaubertal. Foto: Thomas Hackl 2009

die große Schlacht von 1809 wird sie nicht unbeschadet überstanden haben.

Wechselvoll, aber gut dokumentiert ist die Geschichte des berühmtesten Nepomuk von Linz, der an der Außenseite der Stadtpfarrkirche steht. Das hohe Ansehen verdankt er dem Ruhm seines Schöpfers Georg Raffael Donner (1693–1741), des bedeutendsten Bildhauers seiner Zeit in Mitteleuropa.[146] Es ist sein einziges Werk in Linz, und deswegen wurde seine Autorschaft manchmal bezweifelt. Es war denn eher auch eine vertrackte Geschichte, die zu Donners Engagement in Linz bzw. zur Aufstellung seines Nepomuk am heutigen Standort führte:

Im Jahr 1711 gründete Joseph Philipp Graf Harrach (1678–1764)[147] mit Unterstützung seines Bruders Franz Anton Graf Harrach, damals Erzbischof von Salzburg, an der später nach ihm benannten Straße eine Deutschordenskommende. Er stammte aus einer sehr kaisertreuen Familie mit böhmischen Wurzeln. Sein Onkel war jener Erzbischof von Prag, der als erster um die Heiligsprechung von Johannes Nepomuk angesucht haben soll. Es verwundert also nicht, dass der Neffe diesem Heiligen so zugetan war, dass er ihm ne-

146 http://de.wikipedia.org/wiki/Georg_Raphael_Donner.

147 Johann Philipp ist in erster Linie als bedeutender Heerführer bekannt, der an den meisten Feldzügen des Prinzen Eugen teilnahm, mit dem er auch persönlich befreundet war. Seine ersten Sporen verdiente er sich im Spanischen Erbfolgekrieg. Nach der Schlacht von Turin (1706) durfte er die Siegesnachricht nach Wien bringen. 1708 wurde er Feldmarschallleutnant und nahm 1709–12 an Gefechten in Mons, der Dauphine und im Schwarzwald teil. 1716 kämpfte er als Feldzeugmeister in der Schlacht von Peterwardein (5. August) gegen die Türken, 1717 kommandierte er bei der Eroberung von Belgrad (22. August) das zweite Treffen. 1723 wurde er Feldmarschall, 1739 ernannte ihn Kaiser Karl VI. zum Präsidenten des Hofkriegsrates. Er folgte damit dem 1736 verstorbenen Prinz Eugen auch in seinem Amt. http://de.wikipedia.org/wiki/Johann_Philipp_Harrach.

ben der neu zu erbauenden Deutschordenskirche ein eigenes Denkmal setzen wollte. Die Gesamtplanung oblag Lukas von Hildebrandt (1668–1745),[148] dessen Baumeister vor Ort der Linzer Architekt Johann Michael Prunner war. Dieser hatte 1720 den Auftrag bekommen, einen Riss von dem Projekt anzufertigen, wobei er bezüglich des Standorts der Statue darauf achten sollte, dass sie von den Karmeliten aus gut zu sehen sei. Offenbar lag der Graf mit den Brüdern im Wettstreit, wer als Erster den Prager Heiligen präsentieren kann.[149]

Im November kam Antonio Beduzzi – der Bildhauer der Dreifaltigkeitssäule – aus Wien, um den künftigen Altar in der Kirche auszumessen und den für Nepomuk vorgesehenen Platz zu begutachten. Er ließ sich den Entwurf Prunners nach Wien nachsenden. Im September 1722 traf dann die fertige Statue samt zwei Putten ein und wurde in der inzwischen fertiggestellten Nische aufgebaut. Sie war vom Wiener Bildhauer Joseph Kracker ausgeführt worden und fand keine Gnade beim Auftraggeber. So beauftragte Graf Harrach fünf Jahre später Raffael Donner mit der Herstellung einer neuen Statue aus Marmor. Die Kracker-Statue wurde abgebaut und in das Schloss Weinberg bei Kefermarkt gebracht, wo sie heute noch steht. Neben der Deutschordenskirche wurde der Nepomuk von Donner aufgestellt.

Auf den ersten Blick unterscheiden sich die beiden Denkmale kaum, was wohl an der beinahe völlig identischen Wandnische liegt, die ganz sicher von Johann Adam Prunner entworfen und auch am neuen Standort verwendet worden ist. Dann wird aber schnell deutlich, dass die alte Nische gemauert und die neue aus Marmor geformt ist.

Johannes Nepomuk im Schloss Weinberg, Kefermarkt.
Foto: Nordico NA034491 von Hans Wöhrl 1961

Ferner kam eine halbkreisförmige Balustrade auf zwei Stufen hinzu, beide ebenfalls aus weißem Salzburger Marmor. Der Nepomuk von Weinberg steht auf ebener Erde. Die Form des Sockels ist identisch, doch trägt der von Joseph Kracker ein Relief mit dem Brückensturz, die Version von Raffael Donner nur eine Inschrift, die wegen ihres Stils (Fraktur) aber kaum als original anzusehen ist. Der größte Unterschied liegt abgesehen vom verwendeten Material in der Darstellung des Heiligen selbst. Während Krackers Figur mit dem Kru-

[148] http://de.wikipedia.org/wiki/Johann_Lucas_von_Hildebrandt.

[149] Kunsttopographie Bd. XXXVI (wie Anm. 2), S. 73.

Johannes Nepomuk am Linzer Pfarrplatz.
Foto: Willibald Katzinger 2009

zifix in der einen und dem Birett in der anderen Hand eher dem üblichen Bild entspricht, steht Donners Figur völlig frei, die eine Hand am Herzen, die andere am ausgestreckten Arm geöffnet.[150] Der Faltenwurf ist fließend, als ob Chorrock und Talar aus Seide bestünden. In Weinberg ist der rechte Putto verloren gegangen, der andere liest wie bei der Statue am Pfarrplatz in einem Buch und hat seinen Finger auf einer Zeile „VsqVe In saecVLVM non DeLebItVr" (bis in Ewigkeit wird er nicht zerstört werden), wobei die Großbuchstaben zusammengezählt die Jahreszahl 1727 ergeben. Es ist zu hoffen, dass sich diese Prophezeiung in Hinkunft bewahrheitet. Für den Putto rechts traf sie nicht zu, denn ihm wurde (wann?) das Kreuz aus seiner Linken gestohlen, welches durch ein Duplikat ersetzt werden musste. 1953 tauchte das Original im Linzer Kunsthandel auf und wurde von der Pfarre angekauft.[151]

Die Ordenskommende fristete wegen der häufigen Abwesenheit des Komturs ein kummervolles Dasein. Das besserte sich auch unter den Nachfolgern nicht, sodass sie 1796 verkauft und 1804 von der Diözese erworben wurde, die darin ein Priesterseminar einrichtete.[152]

Die Nepomuk-Statue ging – aus welchen Gründen auch immer – 1843 in den Besitz der Stadtgemeinde Linz über. Auf Empfehlung der Centralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale beließ man sie neben der Deutschordenskirche, bis 1898 der Linzer Verschönerungsverein die Idee einbrachte, die wertvolle Plastik näher ins Zentrum der Stadt zu rücken. Die Proponenten schlugen den Pfarrplatz vor, der bei dieser Gelegenheit auch eine parkähnliche Bepflanzung erhalten sollte [wie sie bis vor wenigen Jahren noch bestand].[153] Die frühen „Grünen" von Linz setzten sich also ohne lange Debatte durch, und ein Jahr später trat der Nepomuk der Deutschordenskommende seinen Weg auf den Pfarrplatz an. Zur größeren Sicherheit des Kunstwerkes wurde auf die Balustrade ein schmiede-

[150] Kunsttopographie Bd. XXXVI (wie Anm. 2), S. 405 f.

[151] Kunsttopographie Bd. XLII (wie Anm. 2), S. 332.

[152] Kunsttopographie Bd. XXXVI (wie Anm. 2), S. 58 f.

[153] Vinzenz Lychdorff, Die Wiederaufstellung der Raffael Donner´schen Johannes-Statue am Pfarrplatze, in: Tagespost 1899, Nr. 260, S. 1–2 und Kreczi, Linz (wie Anm. 146).

eisernes Gitter mit spitzen Streben angebracht.

Zuletzt sollen noch die Wege des ersten Nepomuk von Linz nachgezeichnet werden, soweit sie bekannt sind. Wie oben schon erwähnt, wurde er 1704 vom Linzer Bildhauer Johann Joseph Wanscher († 1738) geschaffen, der als „Zwergenbildhauer" bezeichnet wird, weil die meisten der grotesken barocken Zwergenfiguren in Oberösterreich von seiner Hand stammen.[154]

Seit 1959 steht sein Nepomuk in der quadratischen Ausnehmung des Urfahrer Brückenkopfes auf einem Betonpodest und blickt auf das neue AEC und das Urfahrmarktgelände, als ob er beleidigt wäre, vom Linzer Brückenkopf vertrieben worden zu sein. Dort war nämlich in verschiedenen Variationen sein angestammter Platz gewesen.

1705 hatte der Linzer Barockbaumeister Johann Michael Prunner im Auftrag des besagten Obermauteinnehmers Martin Fortunat Ehrmann von Falkenau zur Einlösung eines Gelübdes zwischen dem Bruckstadel (links) und dem Mauthaus einen Torbogen mit zwei Nischen gebaut. Links ist der heilige Nikolaus untergekommen, rechts Johannes Nepomuk. Beide Nischen waren mit Fresken ausgeschmückt. Zur Erhaltung der Anlage richtete der Obermauteinnehmer sogar eine eigene Stiftung ein, denn Hochwassergefahr bestand bei jeder Schneeschmelze.

Nepomuk war also auch ökonomisch abgesichert. Gefahr drohte lediglich aus Urfahr, denn dort hatte der Grundherr Graf Heinrich von Starhemberg 1749 einen „Konkurrenz-Nepomuk" an die Brücke gestellt, woraus sich ein jahrelanger Streit entwickelte, in dem die Linzer letztendlich die Oberhand behielten. Andernfalls hätte es auch in der Provinzstadt an der Donau einen doppelten Nepomuk gegeben.[155]

Johannes Nepomuk auf der Nibelungenbrücke in Urfahr. *Foto: Thomas Hackl 2009*

Im Rahmen der allgemeinen Zentralisierung der Habsburgermonarchie[156]

[154] Vgl. z. B. Viktor Trautwein, Der Zwergengarten in Gleink, in: 75. Jahresbericht des Bundesrealgymnasiums Steyr 1958, S. 7–19; Georg Wacha, Stift Lambach und Linz, in: Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1959, S. 394 f.; derselbe, J. J. W. Der Linzer Zwergenbildhauer, in: blickpunkt Oberösterreich Jg43 (1993), H. 2, S. 36–41.

[155] Es ist reizvoll zu kombinieren, dass es sich dabei möglicherweise um jenen Nepomuk handelt, der dann beim Starhembergschen Schloss Hagen stand.

[156] Siehe dazu Irmgard Plattner, Josephinismus und Bürokratie, in: Josephinismus als Aufgeklärter Absolutismus, hg von Helmut Reinalter. – Wien 2008, S. 53 ff.

geriet die Linzer Brücke 1775 in den Besitz des Staates (k.k. Banco-Deputation), der in Hinkunft die Bruckmaut kassierte und für die Erhaltung zuständig war. Auch der Bruckstadl und der Bruckgarten wurden übernommen, allein der Torbogen mit den Heiligenfiguren gehörte noch zur Stiftung. Sein Ende kam erst 1828[157] oder 1830,[158] als der Bruckstadl abgebrochen wurde. Der Bogen hatte damit seinen Sinn verloren. Erhalten blieb lediglich die rechte Nische mit Johannes Nepomuk, um den sich ab nun der Magistrat kümmern musste, weil dieser 1839 die Falkenau-Stiftung übernahm. Nepomuk stand nun unmittelbar vor dem sogenannten Linienamt – einer Art Mautstelle für alle Viktualien, die vom Land kamen – und sah bei weitem nicht mehr so eindrucksvoll aus wie vorher.

Deshalb entschlossen sich die Stadtväter 1849 anlässlich einer Renovierung der Statue, ihr einen neuen Platz knapp unterhalb der Brücke zuzuweisen. Doch auch hier sollte sie bald (1870) wieder im Wege sein, als man nach 350 Jahren daran ging, die Holzbrücke durch eine Eisenkonstruktion zu ersetzen. Diese lag mit ihrem Brückenkopf etwas höher und näher an der Donau. Dadurch entstand vor Nepomuks „Stammhaus" ein geräumiger Vorplatz, der nun mit dem Blick auf die Stadt zu seinem Refugium wurde. Im Prinzip ist er damit fast dorthin zurückgekehrt, wo er hergekommen ist, und dort durfte er jetzt nahezu 70 Jahre bleiben.

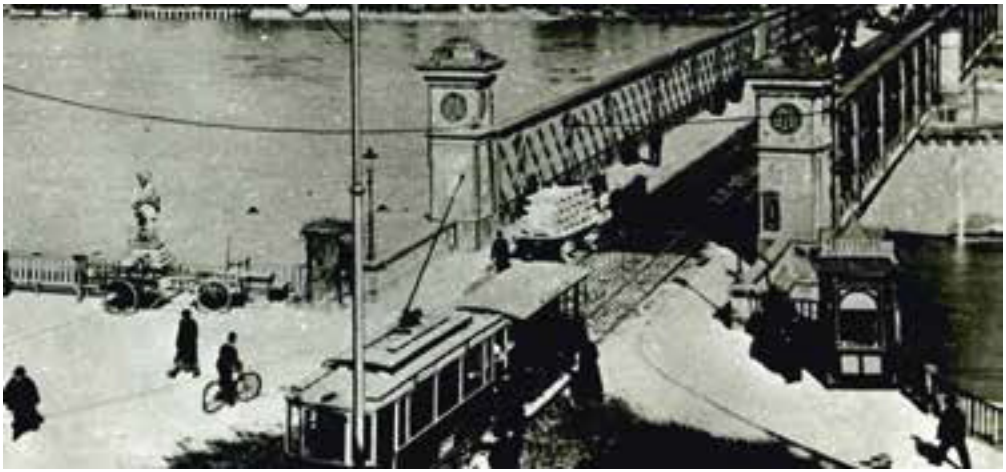
Inzwischen war aus dem Linienamt ein städtisches Marktamt geworden, welches 1937/38 einem Landesverkehrsamt weichen musste. Für Nepomuk hatte das die Konsequenz eines neuerlichen Umzugs. Er kehrte zum wiederholten Mal an den Standort zurück, wo er schon früher war: an den gegenüberliegenden Brückenkopf. Aus Gründen, an die wir uns heute nicht mehr gern erinnern, sollte es sein kürzester Ausflug bleiben. Im März 1938 kehrte der „Führer" des Großdeutschen Reiches in seine Patenstadt zurück und genehmigte als erstes den Bau einer neuen Brücke. Noch im selben Jahr rückten die Abbruchmaschinen heran, die keinerlei Rücksicht auf den Heiligen nahmen. Immerhin wurde er geborgen und für die nächsten 20 Jahre im Bauhof eingelagert.

Rechnet man sein erstes Daseinsjahr dazu – irgendwo muss er ja auch von 1704 bis 1705 gewesen sein –, dann hat der Senior unter den Linzer Nepomuken insgesamt fünfmal den Standplatz gewechselt. Dass er diese Fährnisse alle unbeschadet überlebt hat, grenzt schon wieder an ein (Brücken-)Wunder.

---

[157] Kreczi, Häuserchronik (wie Anm. 146), Nr. 206–208.

[158] Kunsttopographie Bd. LV (wie Anm. 2), S. 558.



Johannes Nepomuk am Linzer Brückenkopf um 1910, links der eisernen Brücke. *Foto: Nordico NA043212*

Johannes Nepomuk am Linzer Brückenkopf 1938, rechts der Eisenbrücke. *Foto: Nordico NA045384*

Die Stadtgewässer Eferdings und ihre fischereiwirtschaftliche Nutzung während des 16. und 17. Jahrhunderts

Von Regine Jungwirth

Einleitung

Vom 22. Februar des Jahres 1686 datiert eine aus elf Punkten bestehende, an die Herrschaft Burg Eferding gerichtete Beschwerdeschrift.[1] Richter und Rat der Stadt Eferding beklagen darin unter anderem den Verlust des seitens der Stadt schon seit *unverdenkhlichen Jahren*[2] genossenen Rechts, Stadtgräben und Stadtbach auch fischereilich zu nutzen.

Welche hydrologischen Faktoren hatten hier in Eferding die Voraussetzungen für einen Wirtschaftszweig geschaffen, dessen Präsenz im Stadtgebiet auf den ersten Blick möglicherweise überrascht? Welche rechtlichen Bedingungen waren für die Ausübung desselben ausschlaggebend und welchen ökonomischen Nutzen versprach man sich davon? Welche Formen oder welches Ausmaß an handwerklichen Tätigkeiten und personellem Einsatz zeigten sich damit verbunden? – Dem Versuch der Beantwortung dieser und ähnlich gestellter Fragen sowie einem Exkurs in die Wasserwirtschaft Eferdings sollen die folgenden Ausführungen gewidmet sein. Die zeitliche Eingrenzung der Arbeit ergab sich aus dem zum Thema vorhandenen Quellenmaterial beziehungsweise auch daraus, dass mit tief greifenden Veränderungen am betreffenden Gewässersystem zwangsläufig auch das Versiegen von Schriftzeugnissen, die sich mit diesem Sachverhalt beschäftigten, einherging.

1. Die Gewässer

1.1. Der Stadtbach

Während die Trinkwasserversorgung Eferdings durch eine Reihe öffentlicher und privater Brunnen gewährleistet war,[3] bezog die städtische Siedlung ihr Nutzwasser und ihre mittels Wasserkraft zu gewinnende notwendige Energie, aber auch ihre Möglichkeit zur Abwasserentsorgung über einen heute als Dachsbergerbach bezeichneten Wasserlauf. Ernstzunehmende mündliche Überlieferung vermutet in diesem entweder einen künstlich aufrechterhaltenen Seitenarm oder eine künstlich errichtete Ableitung aus dem im Gemeindegebiet von Prambachkirchen entspringenden Gallsbacherbach.

Bestätigung finden diese Annahmen zum einen dadurch, dass man das

[1] OÖLA (Durchgängige Abkürzung für Oberösterreichisches Landesarchiv), Archiv Starhemberg (Schaunberg-Musealverein), Akten Bd. 74, Beschwär vnd Ansuechungs Puncten, 22. Februar 1686.

[2] Ebenda.

[3] Vgl. Forster 196.

Gewässer im Jahr 1594 als *Gäßhoff Pach*[4] definierte. Diese Benennung bezog sich auf einen später abgekommenen Hof[5] „oberhalb Felbert in der Ortschaft Kalköfen",[6] in dessen unmittelbarer Nähe der Wasserlauf durch den Einbau eines heute noch dort vorzufindenden Wehrs aus seinem möglicherweise eigentlichen, dem Innbach zustrebenden Bett[7] in Richtung Eferding gelenkt oder eventuell auch lediglich in dieser Fließrichtung bestärkt worden war. Man dürfte hier also im Bereich des Gäßhofs gewissermaßen den „Ursprung" des Eferding betreffenden Gewässerabschnitts gesehen haben. Ein ursächlicher Zusammenhang zwischen Stadt und wasserbaulichen Maßnahmen ist zum anderen auch darin zu erkennen, dass sich die Stadt Eferding bis in die Anfänge des 19. Jahrhunderts dafür verantwortlich zeigte, das Wehr in seiner Funktionstüchtigkeit zu überwachen[8] sowie auch dafür anfallende Renovierungsarbeiten zu leisten beziehungsweise zu veranlassen.[9] Nachdruck verleiht diesen ersten Hinweisen auch die Aufforderung des Stadtrats, mit der dieser 1686 sowohl den *Schleiff=alß Kheffermüllner* ermahnt, ihren ausständigen, *weegen Hereinfüehrung des Leedern Pachs vnnd Vnndterhaltung des Wasser=Gebau*[10] zu leistenden Beitragszahlungen nachzukommen.

Der erste indirekte Nachweis für den der Stadt Eferding aus südwestlicher Richtung zufließenden Dachsbergerbach stammt aus dem Jahr 1324. In diesem Jahr wird für Eferding eine Mühle[11] genannt, deren Existenz auch auf das Vorhandensein eines Mühl- respektive Stadtbachs schließen lässt. Anhand der vielfältigen Aufgaben, die dieser während seines Laufs speziell im Stadtgebiet

---

4 OÖLA, Archiv Starhemberg (Diverse Herrschaften), SCH 126, Herrschaft Eferding (Gerichtsprotokolle 1570–1618) 12. Mai 1594.

5 Erstmals urkundlich erwähnt wurde der „Gäßhof" 1557. (OÖLA, Archiv Starhemberg (Urkunden), Urkunde Nr. 2909) Nachdem er jedoch 1632 einem Brand zum Opfer gefallen war, wurde der dazugehörige Grund an umliegende Bauern *stuckhweis verkhauft.* (OÖLA, Archiv Starhemberg (Schaunberg-Musealverein), Bd. 42, Gelt Diennst Register 1649) An Stelle *der erkhaufften Pranndtstatt vnd Casten* (OÖLA, Archiv Starhemberg (Urbare und Grundbücher), Herrschaft Eferding, Urbar 1665) steht heute das sogenannte „Kastenschusterhaus" (Kalköfen 12).

6 Bezirkshauptmannschaft Eferding, Wasserbuch, Postzahl 2, 16. Dezember 1862.

7 Der nicht in Richtung Eferding gelenkte Teil des Gallsbacherbaches fließt ab dem Wehr als *Gäst- oder Schliechtenbächl* (OÖLA, Josephinisches Lagebuch, KG Hörstorf, Hs. Nr. 140) in Richtung Innbach.

8 In den für den Zeitraum zwischen 1579 und 1699 relativ vollständig vorliegenden Stadtkammerrechnungen kam es 1588 zur ersten diesbezüglichen Eintragung: *Item dem caplmair aus befelch des Herren Richters wegen machung der Wier am Gästhof geben 3 f.* (Stadtarchiv Eferding, SCH K75–80, Stadtkammer-Rechnung 1588) Ab 1551 zeigt sich die Aufsicht über die Anlage dem Inhaber der in der Nähe gelegenen, jedoch vom Innbach betriebenen „Aumühle" übergeben. (Stadtarchiv Eferding, Diverse Stadtkammerrechnungen) Ab 1697 wechselte diese jährlich mit 3 Gulden abgegoltene Aufgabe zum „Schleifmüller", dessen Mühle von den damals am Eferdinger Stadtbach situierten Gewerbebetrieben bezüglich ihres Standorts an erster Stelle lag. *Bernhardten Malzer Schleiffmüllner wegen der Obsicht der Wüehr am Gässthof, von Gemainer Statt die Jährliche Gebüer enntricht 3f.* (Stadtarchiv Eferding, SCH K141–145, Stadtkammer-Rechnung 1697).

9 *Dito dem Alten Aumillner bezalt, waß im fertigen Jahr an der wier am gasthof zerrissen vnd Er vmb holzwerch vnd Tagwercher außgelögt auf zway mall 5 f.* Stadtarchiv Eferding, SCH K 121–125, Stadtkammer-Rechnung 1659.

10 OÖLA, Archiv Starhemberg (Schaunberg-Musealverein), Akten Bd. 74, Beschwär vnd Ansuechungs Puncten, 22. Februar 1686.

11 *Item de molendino et orto 60 den.* Maidhof 603.

Bereich des ehemaligen „Gäßhofs" mit Abzweigung Dachsbergerbach/„Gästbachl" im Jahr 1909.
Bezirkshauptmannschaft Eferding, Wasserbuch

von Eferding erfüllte – einzelne Bachabschnitte wurden dabei jeweils nach der offenkundig wichtigsten Funktion benannt[12] –, wird seine nicht zu unterschätzende Bedeutung für die Entfaltung des lokalen Wirtschafts- und Gemeinwesens deutlich. Städtische Entwicklung vollzog sich ja auch allgemein größtenteils analog zu den Möglichkeiten der Wasserversorgung.[13]

Auf seinem mit der Länge von *einer Meile*[14] angegebenen Weg nach Eferding dürfte sein Wasser auch schon vor dem 19. Jahrhundert[15] von den anrainenden Bauern zwecks Viehtränke und Wiesenbewässerung genutzt worden sein. Trinkwasserentnahme im Bereich Wörth – also dort, wo der Bach die Stadt schon wieder verlässt – ist noch bis in das beginnende 20. Jahrhundert nach-

[12] Mühlbach, Schleifmüllnerbach, Ledererbach, Kefermühlenbach.
[13] Lexikon des Mittelalters, Bd. 8, Sp. 2064.
[14] Bezirkshauptmannschaft Eferding, Wasserbuch, Postzahl 4, 1863. 1 österr. Meile = 7,685 km.
[15] Hinweise auf ältere Rechte in diversen Belegen des frühen 19. Jahrhunderts im Wasserbuch der Bezirkshauptmannschaft Eferding.

weisbar.[16] Ebenfalls im weiteren Umfeld Eferdings sorgte das Gerinne auch für die Möglichkeit der winterlichen Eisgewinnung. Mittels kleiner Stauanlagen und Zulaufgräben flutete man dazu geeignete, tief liegende und bachnahe Wiesen, ließ das Wasser zu Eis gefrieren und brach dieses bei starkem Frost.[17] Die Lagerung der Eisblöcke erfolgte dann in schattig gelegenen und überwölbten Eisgruben.[18] Im Zusammenhang mit der nicht an spezielle Gewerbe gebundenen Wasserentnahme soll hier noch die Rolle des Stadtbachs als Reservoir für Löschwasser angemerkt werden – eine Aufgabe, mit der er auch Eingang in die 1604 erlassene Feuerordnung der Stadt Eferding fand.[19]

In Stadtnähe selbst wurde der Dachsbergerbach gleich mit Erreichen des südlichen Vorstadtgebiets nachweislich ab dem Jahr 1458 zum Antrieb der seit 1503 auch namentlich bekannten *Schleyffmüll* genutzt.[20] Diese Benennung lässt auf eine mögliche Zusatznutzung der Getreidemühle als Schleifmühle[21] schließen. Eine solche zum Schärfen von Metallwerkzeugen und Waffen dienende Anlage schiene gerade hier in der Nähe zweier Schmiedewerkstätten[22] durchaus sinnvoll.

Um das zum Antrieb der oberschlächtigen „Schleifmühle" erforderliche Wasser in ausreichender Menge und des nötigen Gefälles wegen auch in entsprechender Höhe heranbringen zu können, waren spätestens vor der Erstnennung der Mühle die dazu nötigen Voraussetzungen geschaffen worden. Als *Wassergebau*[23] finden sich diese unter Berücksichtigung und bestmöglicher Nutzung der morphologischen Gegebenheiten errichteten Wasserbauten in einer Stadtkammerrechnung des Jahres 1593 vermerkt. Ein *130–140 Klafter*[24] oberhalb der Mühle eingebautes Wehr sorgte dabei dafür, dass der sogenannte Mühlbach vom Dachsbergerbach abgezweigt und hierauf in einem künstlich geschaffenen Bett in Richtung Mühle geleitet wurde. Zur Steigerung der Effektivität lief das Wasser dabei auf einer hier vorzufindenden Geländestufe – dem *Damm*[25] –, von deren Höhe es dann

---

16 „… weil fünf Hausbesitzer gar keine Hausbrunnen besitzen und auf das vorüberfließende Kefermühlbachwasser einzig und allein angewiesen sind, …" Bezirkshauptmannschaft Eferding, Wasserbuch, Postzahl 4, 1906.

17 *den 10 dito* [Jänner] *haben Achtzehen Robolter Vischer auf der Pangrueben das Eiß geprochen,* … OÖLA, Archiv Starhemberg (Schaunberg-Musealverein), Bd. 49, Robolt Prott Register, 1678–1679.

18 *Die diesherrschaftliche bessere Eisgrube befindet sich […] auf der Nordseite rückwärtig des Pferdstalles in der Nähe des Pfarrerteiches, ist mit 1½′ dicken Steinmauern umfangen und mit einem Kuppelgewölbe aus stehenden Ziegeln obenauf geschlossen.* OÖLA, Archiv Starhemberg (Auhof), SCH 77, Herrschaft Eferding, 1852–1871, 6. Jänner 1863.

19 „Achtzehenden also sollen auch die statt camerer hulczen schlaipfen vnnd ain zehenvaß oder wasserlaitten machen lassen der vrsachen, wen man in der statt oder vorstatt mit schöpfen oder prunen, wie zubesorgen, nit volgen khundte, daß man auß dem Lederpach mit rossen wasser zuefurren khundte." Feuerordnung der Stadt Eferding, 11. Februar 1604, in: Wutzel 99.

20 Siehe: Forster 566.

21 „Bey den Wasser-Mühlen aber kann man solche mit geringer Mühe als einen Appendicem anstellen […]." Hohberg, Bd. 1, 99.

22 Josef-Mitter-Platz 1, Bahnhofstr. 1.

23 Stadtarchiv Eferding, SCH K81–85, Stadtkammer-Rechnung 1593, S. 52.

24 Bezirkshauptmannschaft Eferding, Wasserbuch, Postzahl 2, 1862. Ca. 247–266 Meter.

25 *Anger neben dem Müllbach, der Damm genannt, bis zum Wenzelmanngartenzaun, mit einigen Felbern und Albern besetzt.* OÖLA, Josephinisches Lagebuch, KG Eferding.

Die „Schleifmühle" in den 1920er-Jahren. *Photo privat*

durch eine Rinne auf das Rad strömte. Unterhalb der Mühle vereinigte sich der Mühlbach wieder mit dem am Fuß der Böschung entlangfließenden Mutterbach, um hierauf als „Ledererbach" ein eigenes Stadtviertel zu versorgen.

Hoher Wasserbedarf war jenen Gewerben gemeinsam, die sich vermutlich schon während des 13. Jahrhunderts[26] im Bereich der um 1380 erstmals genannten *Ledergazzen*[27] angesiedelt hatten. Mit den Lederer-, Weißgerber- und Färberwerkstätten war neben der Geruchsbelästigung auch eine Verschmutzung des Wassers verbunden, weshalb der Stadtbach, der im betreffenden Gebiet seit 1503 mit seiner Bezeichnung *Lederpach*[28] belegbar ist, hier nun auch die Funktion der Abwasserbeseitigung zu übernehmen hatte.

Anhand der für Eferding im Jahr 1825 angelegten Urmappe[29] – übrigens die früheste verfügbare kartographische Gesamtdarstellung der Stadt – ist ersichtlich, dass man dazu südlich der Ledererstraße ein den unterschiedlichen Erfordernissen entsprechendes, künstliches Gewässersystem angelegt hatte. Mittels Schwellen waren Abzweigungen und Zuläufe geschaffen worden, durch die das Bachwasser direkt zu den an den Kanälen errichteten Waschstätten und Wasserwerkstätten geführt wurde.

---

[26] Vgl. Forster 520.

[27] Urkunden-Buch des Landes ob der Enns, Bd. 10, 781, Nr.158.

[28] Pfarrarchiv Eferding, HS 1, Urbar 1503, S. 10.

[29] OÖLA, Franziszeischer Kataster, Urmappe KG Eferding.

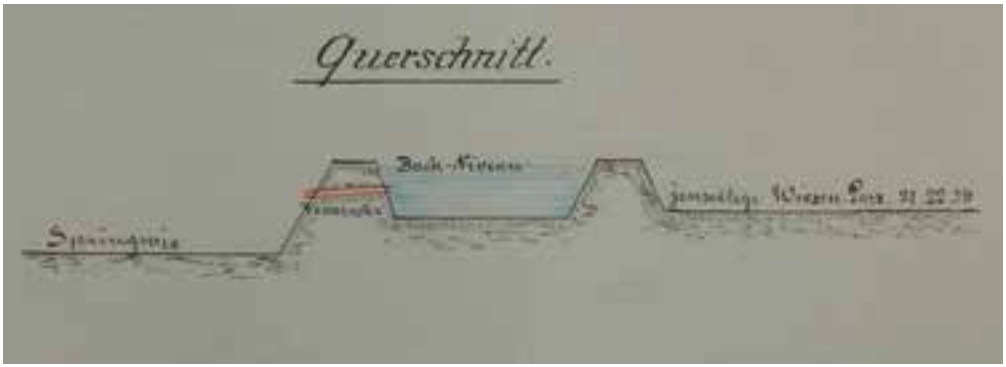


Abb. 3: Querschnitt des Dachsbergerbachs im Bereich „Springwiese". Skizze aus dem Jahr 1909. (Bezirkshauptmannschaft Eferding, Wasserbuch)

Eine Sonderstellung innerhalb der Vorstadtbetriebe nahm die Bleiche ein. Sie hatte sich hier nicht aufgrund der genannten Geruchs- und Abwasserprobleme, sondern wegen ihres großen Wasser- und Platzbedarfs[30] etabliert. Das mit Hilfe eines Wehrs[31] und eines Zulaufgrabens[32] abgeleitete Wasser wurde in großen Behältern[33] gesammelt, um dann zum Besprengen der ausgelegten Stoffbahnen verwendet zu werden.

In einem nach dem Werkstättenbereich wieder einheitlichen Flussbett wurde der Ledererbach auf seinem Weg, der ihn vorerst in einem Bogen um die nördlich der Lederervorstadt liegende „Wibm"[34] führte, allmählich in nordöstliche Richtung gelenkt. Mit der Einleitung eines aus dem Sandbach abgezweigten Gerinnes an der südöstlichen Ecke der „Springwiese" – eines tief liegenden und daher *der Überschwemmung aus dem Ledererbach ausgesetzt[en]*[35] Wiesengrundstücks – hatte man auch für einen Zufluss an Wasser gesorgt. Längs der „Springwiese" wurde der Bach dann in einem Kanal, dessen Anlage an der hier vorzufindenden Geländeböschung die Vergrößerung des Gefälles zum Ziel gehabt hatte, den diversen Wehranlagen vor dem Schaunberger Tor zugeleitet.

Diese dienten sowohl zur Wasserbeschickung einer Salpetersiederei – die Werkstätte eines Saliterers ist für Eferding in diesem Zusammenhang seit 1635 nachweisbar[36] – als auch zur Schaf-

[30] „… die müssen vornemlich an einem grasichten Ort, an einem Fluß, Bach oder klaren TeichWasser auf einem etwas erhöheten Ort ligen, …" Hohberg, Bd.1, 102.

[31] *… bei machung der Wüehr bey der Plaich in der Vorstatt …* Stadtarchiv Eferding, SCH K141–145, Stadtkammer-Rechnung 1697.

[32] *… bittent Ihme […]die Nutzniessung des Wasserlaufs von des Schleifmüllners Bach in seinen Graben oder Blaich widerumben in Gnaden zuuerleichen …* OÖLA, Archiv Starhemberg (Diverse Herrschaften), SCH 103, Verschiedene Akten, 18. Dezember 1717.

[33] Bezirkshauptmannschaft Eferding, Wasserbuch, Postzahl 5.

[34] *… item 2 neue Steg über die wibm […]lassen machen …* Stadtarchiv Eferding, SCH K101–105, Stadtkammer-Rechnung 1633.

[35] OÖLA, Josephinisches Lagebuch, KG Eferding.

[36] *Ingleichen von dem Saliderer wegen seiner Wiehr.* Stadtarchiv Eferding, SCH K101–105, Stadtkammer-Rechnung 1635.
Ein weiterer Nachweis über die noch 1785 in diesem Vorstadtbereich ansässige Salpetersiederei entstammt dem Josephinischen Lagebuch: *Stadtgraben von der Schaunbergerbrucken linker Hand nach dem Salnitenhaus bis an den Zaun.* OÖLA, Josephinisches Lagebuch, KG Eferding.

fung von als Schwemmen genutzten Staubecken. Etwas oberhalb der Brücke, über die die Straße von Eferding Richtung Pupping führte, war dies die später an die Aschach verlegte[37] *Roß-* oder *Pferdeschwemm*.[38] Gleich unterhalb des Bachübergangs lag die im Besitz der Stadt befindliche, schon in der Stadtkammerrechnung des Jahres 1625 aufscheinende *Waschbenckh*.[39] Als teilweise über dem Bach errichteter Holzbau war sie den Überschwemmungen und Eisstößen in besonderem Maß ausgeliefert.[40] Ein zum Schloss Starhemberg gehörendes *Waschhaus* wurde 1666 als in der Nähe des herrschaftlichen Meierhofs *an bemeltem Ledererbach gelegen*[41] erwähnt.

Nach einem Richtungsknick nördlich des Meierhofs floss der nun auch als „Käfermühlbach" bezeichnete Stadtbach in gestrecktem, südöstlich ausgerichtetem Lauf, an welchem sich während des 17. Jahrhunderts auch noch die *Waschstatt*[42] eines Färbers befand, seiner letzten größeren Bestimmung zu – dem Antrieb der „Käfermühle". Da sich die 1487 als *Burgmühl*[43] aufscheinende, ursprünglich herrschaftliche Hofmühle[44] im Vergleich zu ihrer Umgebung in erhöhter Lage – auf dem schon 1359 erwähnten[45] ehemaligen *Mül Wertt*[46] – befand, hatte man sie aufgrund des damit verbundenen geringen Bachgefälles als unterschlächtige Mühle konzipiert. Das bedeutete, dass der Betrieb der Mahlmühle, deren Rad direkt von dem im Bachbett fließenden Wasser in Drehung versetzt wurde,[47] dafür jedoch von einer entsprechend großen Menge Wasser abhängig war. Um diese zu gewährleisten, musste im betreffenden Fall das Bachwasser oft mehrere Tage gestaut werden.[48]

Nach einer abermalig scharfen Richtungsänderung kurz nach der Käfermühle und einem mehrfach gewundenen Lauf durch die Ortschaft Wörth mündete der Stadtbach – wie auch heute noch – nordöstlich von Eferding in die Aschach.

1.2. Der Stadtgraben

Neben den überblicksmäßig dargestellten Aufgaben, deren erfolgreiche

---

37 Franz Vogl erinnert in einem seiner Aufsätze an eine noch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts existierende Schwemme bei der „Waschbänk". VOGL, Das „Thorwärtl-Haus beim Schaunbergerthor" 19.

38 *Gärtel bey der Roßschwemm unter die Stadt Eferding, neben der Aschacherstraße und Ledererbach.* OÖLA, Josephinisches Lagebuch, KG Eferding.

39 *Item dem Statt Zimmermaister […], daß er […] die Waschbenckh gemacht.* Stadtarchiv Eferding, SCH K96–100, Stadtkammer-Rechnung 1625. Noch bis in die 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts befand sich an ebendieser Stelle ein nach Auskunft von Anna Medek überdachtes und an drei Seiten von Holzwänden umgebenes Waschhaus.

40 *Zu ermelter Waschbankh, wo daß wasser durchgebrochen vnd ausgestossen* … Stadtarchiv Eferding, SCH K131–135, Stadtkammer-Rechnung 1677. Ca. 30 m unterhalb der Waschbänke zweigte der „Kühgassengraben", ein in die Aschach mündender Überlaufgraben, vom Dachsbergerbach ab. … *Tagwercher, so in der Khüegassen geschlachtet* … Stadtarchiv Eferding, SCH K141–145, Stadtkammer-Rechnung 1698.

41 OÖLA, Archiv Starhemberg (Urbare und Grundbücher), Hs. 35, Handurbar 1666.

42 OÖLA, Archiv Starhemberg (Schaunberg-Musealverein), Akten Bd. 66/IV/1g, 1667.

43 Vgl. Forster 566.

44 *Es hat zwar die Gnedtige Herrschafft vor dißem die Khefermüll an dem Ledererbach negst dem Hoff Gartten pr. eine Hoffmüll gebraucht vnd genossen, selbige aber vor etlich wenig Jahren vererbrecht.* OÖLA, Archiv Starhemberg (Urbare und Grundbücher), Hs. 34, Urbar 1666.

45 Kopal 34.

46 *Item dem Sebalt vnndt Wolf Kronperger vmb das sie am Mül Wertt die Weg gemacht vnd gebessert* … Stadtarchiv Eferding, SCH K75–80, Stadtkammer-Rechnung 1588.

47 Vgl. Lebenselixier Wasser 24.

48 OÖLA, Schifersches Erbstift, Bd. 4, 15. Juni 1869.

Die „Käfermühle" in den 1930er-Jahren. *Photo privat*

Bewältigung auf einem ausgeklügelten System an unterschiedlichen Wasserbauten basierte, erfüllte der Dachsbergerbach auch noch eine fortifikatorische Funktion – er speiste mit seinem Wasser den die Stadt Eferding umschließenden Befestigungsgraben. Obwohl dieser damit, hydrologisch gesehen, ein vom Stadtbach abhängiges Gewässer war, verlangt er seiner speziellen Aufgabe und Geschichte sowie seines Erscheinungsbilds wegen eine gesonderte Darstellung. Auch auf sämtliche mit der Wasserführung des Stadtgrabens in Verbindung stehende Wasserläufe wird eben deshalb auch erst hier eingegangen.

1253 hatte der Passauer Bischof von König Ottokar von Böhmen und nunmehrigen Landesherrn der Länder ob und unter der Enns die Bewilligung erhalten, seine Städte St. Pölten und Eferding zu befestigen. In der 1276 seitens Königs Rudolf von Habsburg erfolgten Bestätigung dieses Rechts[49] erwähnte man unter den dabei angeführten Wehranlagen auch Gräben.[50] Aus dem Jahr 1499 – die Befestigung Eferdings hatte allerdings ihren bis zum Abbruch der Mauern im 19. Jahrhundert bestehenden Umfang schon während des 14. Jahrhunderts erreicht[51] – stammt dann der erste schriftliche Nachweis für einen Eferdin-

[49] Vgl. Heilingsetzer, Eferding.
[50] Risy 140.
[51] Vgl. Heilingsetzer, Eferding, sowie Forster 50.

ger Stadtgraben, genauer, für den Graben vor dem „Welser Tor".[52]

Mit dem Bau der Befestigungsanlage, deren letzte, spätmittelalterlich-frühneuzeitliche[53] Situation sich anhand der Kataster von 1785 und 1825 noch in großen Teilen nachvollziehen lässt, war man den bestehenden topografischen Voraussetzungen gefolgt. Die Lage Eferdings auf einem Niederterrassensporn, der im Norden und Osten eine zur oberen Austufe abfallende Geländestufe aufweist, hatte man dafür ebenso berücksichtigt wie die Nutzbarkeit bestimmter Gewässer für die Errichtung einer geschlossenen Wasserwehr.[54] Trotz der größtmöglichen Anpassung an die geografischen Bedingungen dürfte der Bau der Eferdinger Stadtbefestigung „mit einer Mauerlänge von insgesamt rund 1600 Metern",[55] dem besonders im Süden und Westen notwendigen Aushub der begleitenden Gräben, der Aufschüttung der Dämme und der teilweisen Umleitung von Bächen ein immenses Bauvorhaben dargestellt haben.[56]

Der für seine Aufgabe eines Annäherungshindernisses als flacher Sohlgraben angelegte und bis zu einer gewissen Höhe wasserführende Stadtgraben umschloss das gesamte ummauerte Stadtgebiet. Die Grabenwände wurden dabei stadtseitig von der unterhalb der Stadtmauer verlaufenden Böschung, feldseitig vom Innenhang des vermutlich aus dem Grabenaushub errichteten Begleitdamms gebildet. Eine Abdichtung beider Böschungen mit einer wasserabweisenden Lehmschicht, wie dies von archäologischen Grabungen in St. Pölten bekannt ist,[57] ist auch für Eferding denkbar.

Erste Belege dafür, dass der Eferdinger Stadtgraben mit Wasser gefüllt war, stammen aus dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts. Indirekte Hinweise auf eine spezielle Wasserzufuhr dieser *Wassergräben oder Teicht vmb die Statt*[58] sind nur unwesentlich jünger.[59] Brauchbare Aufschlüsse darüber, auf welche Weise diese erfolgte, kann man erst rückblickenden Erläuterungen aus dem Jahr 1696[60] entnehmen. In diesen vom Pfleger der Burg Eferding als Reaktion auf einen Beschwerdebrief verfassten Zeilen – das Schreiben ist lediglich als Konzept erhalten – erfährt das zu jenem Zeitpunkt nicht mehr aufrechterhaltene System von Wasserzufuhr, Wasserführung und Wasserabfluss eine knappe, aber klare Darstellung: So sei eben *dazumallen […] der maiste pach von der Schleifmül bei denen Flaischpankhen in ermelte Gräben gelaittet, vnd vmb die völlige Statt die Teucht vnterhalten worden.*[61]

Dies bedeutet, dass ehedem nur ein Teil des der „Schleifmühle" zufließenden Mühlbachs zum Antrieb des Mühlwerks abgezweigt wurde, der andere Teil des Baches aber unter Beibehaltung seiner Fließrichtung und seines künstlichen Betts vermutlich entlang der heu-

52 Grienberger 53. Heute ist für das ehemalige „Welser Tor" die Benennung „Linzer Tor" geläufig.
53 Forster 62.
54 Vgl. Ericsson 211.
55 Forster 61.
56 Vgl. Forster 61.
57 Risy 142.
58 OÖLA, Archiv Starhemberg (Urbare und Grundbücher), Hs. 32, Urbar (1574) 1634.
59 OÖLA, Archiv Starhemberg (Diverse Herrschaften), SCH 126, Herrschaft Eferding (Gerichtsprotokolle 1570–1618) 1594.
60 OÖLA, Archiv Starhemberg (Schaunberg-Musealverein), SCH 84, Eferding, Akten 1513–1850, 18. Oktober 1696.
61 Ebenda.

tigen Schleifmühlgasse zum ehemaligen Peuerbacher- bzw. Fleischertor geführt wurde. Hier, vom im Gewässersystem des Stadtbachs höchstmöglich gelegenen Punkt aus, dürfte er sich dann über ein oder mehrere Gerinne in den Graben ergossen haben. Auf Zuleitungskanal und Grabenzufluss scheint sich jene Belegstelle in den Eferdinger Stadtkammerrechnungen zu beziehen, anhand derer man erfährt, dass ein *Merth Hellmanseder* im Jahr 1620 unter anderem *den Pach am Anger*[62] *in den Stattgraben ab[zu] graben*[63] hatte.

Der fortwährende Wasserzulauf und das entsprechende Sohlgefälle machten den Eferdinger Stadtgraben zu einem sogenannten Durchflussteich. Solange er als solcher aufrechterhalten wurde, bewegte sich sein Wasser von der Fleischerbrücke aus sowohl durch den „Oberen" und den „Kleinen Mitter- bzw. Pfarrergraben"[64] als auch durch den „Unteren Graben" bis zum „Mittergraben" im Südosten der Stadt. Dort konnte es dann durch einen vermutlich regulierbaren Auslauf abfließen und noch südlich der Ortschaft Wörth wieder dem Mutterbach zugeleitet werden. Im 1696 verfassten Schreiben wird dieser Ablass als jener – 1604 erstmals unter der Bezeichnung „Ludl"[65] belegte – Ort beschrieben, *dardurch das in den Stattgräben zusamben flüssente Wasser ablaufen khöne, welches mitels der Luedl von vralter her geschechen ist.*[66] Arbeiten am Ablaufgraben[67] könnten sich hinter jener Notiz verbergen, in der 1617 Ausbesserungen am *Schlauch in der Luedl*[68] vermerkt wurden. Der zusätzlich zu diesem Abflusskanal ebenfalls noch anhand der Urmappe lokalisierbare *Luedl Graben*[69] fungierte hingegen als Überlauf- und Rückhaltebecken, in dem die bei starken Regenfällen anfallenden und nicht mehr ableitbaren Wassermengen aufgefangen werden konnten.

Anzumerken ist hierbei, dass der Stadtgraben sein Wasser nicht ausschließlich aus dem Dachsbergerbach bezog, sondern dass er – insbesondere während anhaltender Niederschläge – auch das aus der Stadt abfließende Oberflächen- und Dachflächenwasser aufnehmen musste. Dafür vorgesehene, durch die Stadtmauer führende Kanäle sind für Eferding seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert bezeugt. Anzutreffen sind diese unter den Begriffen „Wasserfall",[70] „Wasserlauf"[71] und „Schlauch".[72]

---

62 Bei diesem „Anger" handelt es sich mit großer Wahrscheinlichkeit um den oft genannten, westlich der Schleifmühlgasse gelegenen „Ledererranger".

63 Stadtarchiv Eferding, SCH K9195, Stadtkammer-Rechnung 1620.

64 OÖLA, Archiv Starhemberg (Diverse Herrschaften), SCH 108, Herrschaft Eferding 1748–98, 13. Juni 1777.

65 Forster 560.

66 OÖLA, Archiv Starhemberg (Schaunberg-Musealverein), SCH 84, Eferding Akten 1513–1850, 18. Oktober 1696.

67 OÖLA, Altes Grundbuch, Handschrift 102, Stadt Eferding III f 1001. *Der Theill des Mittergrabens von der Spitalgasse bis zum Wasserauslauf in der Pregpoint und bis zur Spittalkirche.*

68 Stadtarchiv Eferding, SCH K86–90, Stadtkammer-Rechnung 1617.

69 OÖLA, Archiv Starhemberg (Diverse Herrschaften), SCH 98, 10. Mai 1716. In der Urmappe ist dann dieser mit einem Auslauf und einer Ableitung Richtung Dachsbergerbach versehen.

70 OÖLA, Schifersches Erbstift, Urkunden, SCH 2, Urkunde Nr. 47, 22. Juni 1480.

71 „… und in dem Wasserlauf, so von gmeiner Stadt daselbst durch die Stadtmauer rinnt." 24. November 1509, Grienberger 88.

72 *Volgente Maurer […] welche beim Zwifelhänßlthurn ain Schlauch durch die Ringmauer gebrochen.* Stadtarchiv Eferding, SCH K131–135, Stadtkammer-Rechnung 1676.

Unterhalb der Eferdinger Stadtmauer durchführender Wasserkanal, 2010. *Photo privat*

Die um das Jahr 1627 erfolgte Erwähnung einer *bey dem Mayrhoff neugemachte[n] Wiehr, durch welliche das Wasser* nach erfolgtem Aufstau[73] *in den Stattgraben getriben*[74] werden konnte, ist ein Hinweis

[73] *… der bach aber also geschwölt würdet, das Pfarrhofsgarten wißmadt alher, so negst darangelegen, aller außgedrenckht vnd yberschwembt, …* OÖLA, Archiv Starhemberg (Diverse Herrschaften), SCH 94, III 9, 1627–1634.

[74] OÖLA, Archiv Starhemberg (Diverse Herrschaften), SCH 94, III 9, 1627–1634.

darauf, dass es – nun? – auch von dieser Stelle aus möglich war, dem Graben bei Bedarf Wasser zuzuführen.

Die auf dem perfekt durchdachten Wassernetz beruhende stete Frischwasserzufuhr und dadurch bedingte fortlaufende Schmutzwasserableitung machten es möglich, auch den Stadtgraben auf unterschiedliche Weise zu nutzen. Abgesehen von der noch zu behandelnden Fischereiwirtschaft kam dies – gleich unmittelbar am Grabenzulauf beim „Peuerbachertor" – den Fleischern zugute. Sie profitierten an dieser Stelle zum einen vom ständig zur Verfügung stehenden Fließwasser, mit dem sie ihre auf der Brücke errichteten Schlachthäuser entsprechend sauber halten konnten.[75] Zum anderen war es hier direkt über dem Wassergraben ein Leichtes, Blut und nicht verwertbare Schlachtabfälle gleich über das Wasser zu entsorgen. Die Möglichkeit eines Abwasserabflusses dürfte auch bei der Platzierung des „Unteren Bads"[76] eine nicht unbedeutende Rolle gespielt haben, grenzte der hinter dem Haus liegende Garten doch direkt an den „Mittergraben". Als Zeichen für die Sauberkeit des sich ständig erneuernden Grabenwassers kann wiederum jener Vermerk gewertet werden, der 1617 die Errichtung von Waschbänken im „Unteren Graben" belegt.[77] Kein Problem für die Aufrechterhaltung der Wassergüte wird vermutlich auch jene, sicherlich nicht nur als einmalige Aktion zu verstehende Abfallentsorgung gewesen sein, im Zuge derer man den bei der Säuberung eines Turms angefallenen *Vnlust*[78] *in den Graben geworffen*[79] hatte.

Neben dem diversen Zwecken dienenden Grabenwasser waren es auch die Grabenwände, aus deren Nutzung man wirtschaftlichen Gewinn zog. Kurz zusammengefasst handelte es sich dabei hauptsächlich um ihre Bewirtschaftung als Wiesen-[80] und Holzgrund.[81] Während die Böschungen mit Gras – zumindest später auch mit Obstbäumen[82] – bewachsen waren, standen die als Zaun- und Brennholz verwendeten Weiden und Erlen in Wassernähe.

Eine Zweiteilung des Stadtgrabens in Land und Wasser ist auch hinsichtlich der damit verbundenen Eigentumsverhältnisse feststellbar. Der erste dahingehende Beleg entstammt dem im Jahr 1574 für die Herrschaft Burg Eferding erstellten Urbar.[83] Unter den dabei ange-

---

75 Über einen leicht rein zu haltenden Bodenbelag derselben berichtet folgender Ausgabenvermerk: … *welche sich bey Pflasterung des Wegs vnnd dennen Fleischpennkhen gebrauchen lassen* … Stadtarchiv Eferding, SCH K136–140, Stadtkammer-Rechnung 1689.

76 Schiferplatz 1. Dass deshalb auch das „Obere Bad" (Keplerstraße 2) auf einem an den Schlossgraben grenzenden Grundstück errichtet wurde, darf angenommen werden. Dieser war zumindest zeitweise mit Wasser geflutet. Vgl. OÖLA, Archiv Starhemberg (Schaunberg-Musealverein), SCH 18, Pfarrhof und Vogtey Eferding, 1713.

77 … *vnd das Er vor dem Welserthor waschbenckhe gemacht.* OÖLA, Stadtarchiv Eferding, SCH K86–90, Stadtkammer-Rechnung 1617.

78 Unlust = Auskehricht. Adelung, Bd. A–E, 603 f.

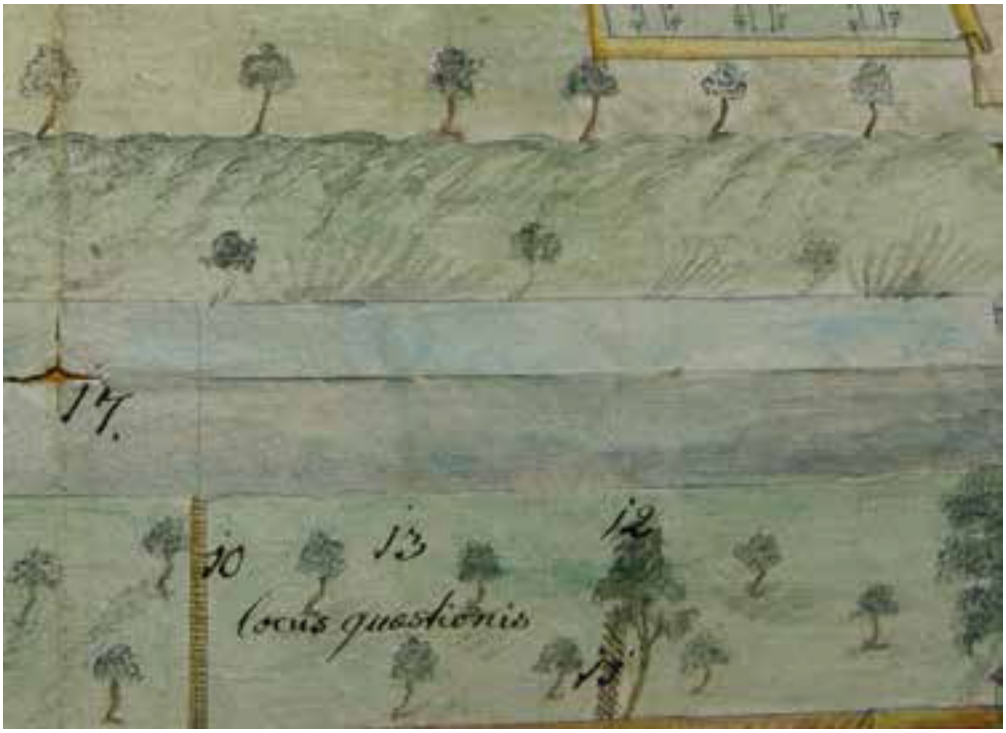
79 *In Simile denen Weibern, von der gleich arbaith, vnd das sie den vnlust in den Graben geworffen.* Stadtarchiv Eferding, SCH K126–130, Stadtkammer-Rechnung 1665.

80 … *den 8 diß* (August) *so im Graben gemäth.* OÖLA, Archiv Starhemberg (Schaunberg-Musealverein), Bd. 49, Robotregister 1690.

81 *Den 30. Marty sind volgente Tagwercher bezalt worden, welche im Graben die Örlen gestimbelt, Felber gestossen, 3 Claffter Scheitter vnd den Wüdt zerhackht, auch andere Arbaith verricht haben.* Stadtarchiv Eferding, SCH K126–130, Stadtkammer-Rechnung 1669.

82 … *bisweilen die in den Teicht gefahlene Maschänzger-Äpfl mit dem Rechen heraußgefischet* … OÖLA, Archiv Starhemberg (Diverse Herrschaften), SCH 108, Herrschaft Eferding 1748–98, 27. August 1777.

83 OÖLA, Archiv Starhemberg (Urbare und Grundbücher), Hs. 32, Urbar (1574) 1634.



Baum- und Strauchbewuchs der Eferdinger Stadtgrabenböschung, 1777. *Pfarrarchiv Eferding*

führten Dominikalgründen findet auch der *Wassergraben oder Teicht vmb die Statt*[84] Erwähnung. Der wesentlich differenzierteren Darstellung im Urbar von 1666[85] lässt sich dann entnehmen, dass man damit nur jenen Bereich *in der Tiefe*[86] des Grabens verstand, der sich mit Wasser fluten ließ.

Die beiderseits des „Grabenteichs" vorhandenen *Anger oder Grabendam aber, soweith sie nit angetrenckht werden, oder werden khönnen, hat jeder Zeit Gemaine Statt genossen*.[87] Ebenfalls im Besitz der Stadt Eferding befanden sich dieser Ausführung nach zwei in ihrer Lage nicht näher bestimmte[88] Abschnitte des Wassergrabens, die die Thorwartter zur Aufbesserung ihres Lebensunterhalts *genießen*[89]

[84] Ebenda.

[85] OÖLA, Archiv Starhemberg (Urbare und Grundbücher), Hs. 35, Handurbar 1666.

[86] OÖLA, Josephinisches Lagebuch, KG Eferding.

[87] OÖLA, Archiv Starhemberg (Urbare und Grundbücher), Hs. 35, Handurbar 1666.

[88] … *ausser Eines oder zwey gewisser orth, so gemaine Statt in der Pohsehs* … Ebenda.
Eine Anfrage an die Herrschaft Burg Eferding klärt zumindest teilweise über die Lage einer dieser Grabenteile auf: … *vmb den Gebrauch vnd Nuznüessung der Graben örther, so weit sich dieselben zu dem Welser Thor erströckhen* … OÖLA, Archiv Starhemberg (Schaunberg-Musealverein), SCH 84, Eferding 1513–1850, 18. Mai 1643.

[89] OÖLA, Archiv Starhemberg (Urbare und Grundbücher), Hs. 35, Handurbar 1666.

durften.[90] Als Eigentümer jener Grabenböschung, die hier ungenauerweise als *vom Schaunberger Thor biß zu der Burgg Pruggen*[91] reichend angegeben wird, ist dann noch zusätzlich der Pfarrhof Eferding vermerkt.[92]

Während die Wiesenflächen des „Pfarrergrabens" von den Pfarrhofbediensteten gemäht wurden, gab die Stadt Eferding ihre Damm- und Böschungsanteile, zumindest zeit- und teilweise, an Bürger der Stadt in Pacht. So wurden zwischen 1579 und 1593 jährlich sechs bis acht Grabenteile verpachtet.[93] Im Pächterkreis scheinen unter anderem Handschuhmacher und Leinenweber, aber auch der Stadtrichter *Wolfen Seeberger*[94] auf.

1.3. Stadtteiche

Gleichsam um Anhängsel des Wassersystems dürfte es sich bei jenen stadtnahen Stillgewässern gehandelt haben, die sich sowohl am Stadtbach als auch am Stadtgraben beziehungsweise dessen Überlauf befanden. Mit ihrer geringen Anzahl und Ausdehnung stehen sie im Widerspruch zu jener am Beginn des 20. Jahrhunderts gemachten Aussage, dass es „in der unmittelbaren Nähe der Stadt […] noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts ausgedehnte Teiche"[95] gegeben hätte. In diese Beobachtung werden wohl auch die nicht als solche wahrgenommenen Reste des Stadtgrabens und des „Ludlgrabens" miteinbezogen worden sein.

Dem Lauf des Stadtbachs folgend, lässt sich *negst vor dem Schaunberger Thor* zunächst *ein Teichtl*[96] nachweisen, das sich im Eigentum der Herrschaft Burg Eferding befand, von dieser aber während des 17. Jahrhunderts *allweegen dem Pfarrer zu nuzen gelassen*[97] wurde.

Beim Meierhof lag dann ein gleichfalls zum Dominikalbesitz der starhembergischen Herrschaft gehörendes *Teichl oder Roßschwemb*,[98] das sein Wasser vermutlich aus dem Dachsbergerbach bezog: seine Lage und die Darstellung eines solchen Gewässers auf einem 1884 erstellten Stadtplan[99] lassen dies zumindest annehmen. Als gesichert könnte diese Vermutung gelten, wäre ein ebenfalls in diesen Jahrzehnten genanntes *khlein Weirl*[100] einwandfrei mit diesem „Teichl" zu identifizieren. Im Frühjahr 1678 wurde nämlich besagter „kleiner Weiher" mittels Schwellung des Stadtbachs über einen Zulauf mit dessen Wasser geflutet.[101]

---

90 *… auch in ansehen daß die besoldung gar schlecht, hergegen sie sich auch mit haltung aines redo rindt viech desto bösser mit weib vnd khündt hindurch bringen vnd ernähren khönnen.* OÖLA, Archiv Starhemberg (Schaunberg-Musealverein), SCH 84, Eferding 1513–1850, 18. Mai 1643.

91 OÖLA, Archiv Starhemberg (Urbare und Grundbücher), Hs. 35, Handurbar 1666.

92 Genaue Beschreibung: *Mehr der Stattgraben an den Pfarrhoff an, so weith alß das Hauß ist, mit Graß und Baumen hinauf biß an die hoche Örl an das Schloß hinzue.* Pfarrarchiv Eferding, Hs. 12, Urbar 1686–1695, S. 26.

93 Stadtarchiv Eferding, SCH K75–80 und SCH K81–85, Stadtkammer-Rechnungen.

94 Stadtarchiv Eferding, SCH K75–80, Stadtkammer-Rechnung 1579.

95 Commenda 209.

96 OÖLA, Archiv Starhemberg (Urbare und Grundbücher) Hs. 34, Urbar 1666.

97 Ebenda.

98 Ebenda.

99 Schachinger, Stadtplan Eferding 1884.

100 OÖLA, Archiv Starhemberg (Schaunberg-Musealverein), Bd. 49, Herrschaft Eferding, Robolt Prott Register, 1678–1679.

101 *Maj. den 24 dito haben Vier vischer das khlein Weirl gerämbt, vnnd den Leder Pach geschwölt, das das Wasser in weyr geen mugen …* Ebenda.

Dem Entlastungsbecken „Ludlgraben" östlich vorgelagert und in dieser Position auch mittels der Urmappe[102] feststellbar, lag schließlich der dritte Teich. Während seine Zuordnung einem *weir*,[103] der schon im 1. Drittel des 16. Jahrhunderts innerhalb der aufgelisteten Eferdinger Burgrechte genannt wurde, reine Hypothese bleiben muss, lässt er sich mit ziemlicher Sicherheit mit jenem *Weyr* gleichsetzen, der im Jahr 1604 seitens Erasmus von Starhemberg an einen Eferdinger Bürger verkauft worden war.[104] Die betreffende Urkunde gibt dessen Lage zumindest mit *vor dem Welser thor vnd bey der Luedl*[105] an. Ende des 18. Jahrhunderts wird an dieser Stelle die *Moorlacken* des *Gartners in der Luedl*[106] angeführt. Darüber, ob dieser Teich, der auf Grund seiner rechteckigen Form wahrscheinlich künstlichen Ursprungs war, etwa ebenfalls vom überschüssigen Wasser des Stadtgrabens profitierte, also als Teil der hier installierten Entlastungsbauten gelten darf, liegen keine schriftlichen Nachweise vor.

1.4. Gewässerpflege und Instandhaltung

Um die vielfältige Nutzbarkeit des aus Stadtbach und Stadtgraben bestehenden Eferdinger Wassernetzes aufrechtzuerhalten, bedurfte es bestimmter Pflege-, Instandhaltungs- und Renovierungsmaßnahmen. Einen vorzüglichen Überblick über die Art, das Ausmaß und die Häufigkeit derselben bieten die ziemlich lückenlos vorhandenen Stadtkammerrechnungen des ausgehenden 16. und des 17. Jahrhunderts, finden sich in diesen doch sämtliche seitens der Stadt veranlasste und bezahlte Arbeiten mit einer Kurzbeschreibung versehen.

Unerlässlich für den Fortbestand der Effektivität des Wassersystems war die Sorge um dessen funktionierenden Durchfluss, was sich in den häufigen Räumungen der Gewässer niederschlug. *Vmb willen des bessern ausrünen*[107] wurden sowohl die innerstädtischen Abwassergerinne[108] als auch der Dachsbergerbach von allen den Wasserablauf hemmenden Hindernissen befreit.[109] Im Stadtgraben, der für solche Säuberungsaktionen abgelassen werden musste,[110]

---

102 OÖLA, Franziszeischer Kataster, Urmappe KG Eferding.

103 *Vallinprun – item vom haws pein weir.* OÖLA, Archiv Starhemberg (Urbare und Grundbücher), Urbar Schaunberg 1522–1532, fol. 38v.

104 … *Item mehr meinen weyr vnd gartten bey Eferding mit sambt dem heyßl so vor dem Welser thor vnd bey der Luedl ligt* … Stadtarchiv Eferding, Urkunde Nr. 30.

105 Ebenda.

106 OÖLA, Josephinisches Lagebuch, KG Eferding.

107 *Wegen des Schlauch so zwischen des Weissen Rössl Haus* [Schmiedstraße 19] *vnd des Paul Veichtners* [Schmiedstraße 17] *mit Bewilligung des Statt Gericht vmb willen des bessern ausrünen* … Stadtarchiv Eferding, SCH K131–135, Stadtkammer-Rechnung 1684.

108 *Mehr […] daß sy die Schleich allenthalben geraumbt* … Stadtarchiv Eferding, SCH K81–85, Stadtkammer-Rechnung 1612.

109 *Den 20. diß* [Mai] *volgente Tagwercher bezalt, welche den Pach In der Vorstat biß zum Mairhoff gerämbt haben.* Stadtarchiv Eferding, SCH K121–125, Stadtkammer-Rechnung 1662. Der damit verbundene Personalaufwand zeigt sich an der Nennung von 10 Taglöhnern.
Ein dem Jahr 1906 entstammender Vermerk verweist auf die alte Gepflogenheit, *dass nach wie vor, alle 3 Jahre der Bach im Bedarfsfalle abgekehrt werden soll.* Bezirkshauptmannschaft Eferding, Wasserbuch, Postzahl 4, 1906.

110 *Den 26. Aprilis Jacob Mayer daß er das Wasser auf dem Graben hat helffen außkehrn 1 taglohn zahlt* … Stadtarchiv Eferding, SCH K96–100, Stadtkammer-Rechnung 1624.

sind an weggeschafften Geschieben *Stain vnd Schith*[111] belegt. Große Mengen an Schlamm dürften sich in der „Luedl" – dem Überlauf- und Rückhaltebecken und Auslass des Stadtgrabens – abgesetzt haben.[112] Zumindest lassen dies die regelmäßigen Vermerke über das dortige *Khott außschlagen*[113] annehmen. Ein Schreiben des Jahres 1698 gibt außerdem darüber Bericht, dass man im Zuge einer erst begonnenen Räumung dieses Areals schon *100 fuetter*[114] *Khott hinwög gefiehret*[115] habe. Das Ablassen beziehungsweise „Abkehren" des Grabens wurde auch dazu benützt, die in das Grabenbett eingebauten Schwellen zu kontrollieren oder bei Bedarf wieder instand zu setzen.[116] Belege gibt es gleichfalls für die Räumung wenigstens eines Teiches, der sich auch die Säuberung und das Mähen des Zulaufgrabens anschlossen.[117]

Wichtige Vorkehrungen zur Instandhaltung der Stadtgewässer waren auch das regelmäßige Stabilisieren der festgelegten Uferlinien sowie das Reparieren schon beschädigter Uferpartien.[118] Zahlreich sind die Einträge, die sich auf die Ufersicherungen mittels Flechtwerk, das sogenannte „Schlachten",[119] beziehen. Notwendig erwies sich diese Arbeit, bei der man biegsame Ruten um entlang des Ufers eingeschlagene Pfähle flocht, laut Aufzeichnungen in erster Linie in den Bereichen des „Welser" und des „Schaunberger Tors". Eine andere Art der Uferbefestigung erfolgte durch die Bepflanzung der Gewässersäume mit Gehölzen, die mittels ihrer Wurzeln vor allem die Unterwasserzone sicherten. Zur Pflege der aus Pappeln, Erlen und Weiden bestehenden Ufervegetation gehörte neben dem regelmäßigen Rückschnitt auch das alle drei bis vier Jahre erfolgende Köpfen der Weiden.[120]

Dem Hochwasserschutz dienten sowohl die *Aufwerfung*[121] von Dämmen entlang des Dachsbergerbachs[122] als

---

111 *Mehr hat der Ambtman sambt […] Tagwerchern beim Schaunbergerthor die stain vnd schith auß dem graben geschiben.* Stadtarchiv Eferding, SCH K86–90, Stadtkammer-Rechnung 1616.

112 *Den 14. Augusti Vier Tagwercher bezalt, welche den Graben in der Luedl […] außgeschlagen 1f.* Stadtarchiv Eferding, SCH K116–120, Stadtkammer-Rechnung 1656.

113 Stadtarchiv Eferding, SCH K141–145, Stadtkammer-Rechnung 1697.

114 Nimmt man für ein Fuder 32 Eimer an, ergibt dies ca. 1856 Hektoliter.

115 OÖLA, Archiv Starhemberg (Schaunberg-Musealverein), SCH 84, Eferding Akten 1513–1856. 18. Oktober 1698.

116 *Mer dem Wolffen Ambtmann das Er […] das Wasser aus dem Stattgraben khert, die Schwölln widerumben ausgraben* … Stadtarchiv Eferding, SCH K91–95, Stadtkammer-Rechnung 1620.

117 *Maj. den 24 dito haben Vier vischer das khlein Weirl gerämbt … Juny. den 10 dito haben abermall vier Vischer die Riennen So in das Wairl gehet vnd das Graß ausgemähet vnd gerämbt* … OÖLA, Archiv Starhemberg (Schaunberg-Musealverein), Bd. 49, Herrschaft Eferding, Robolt Prott Register 1678–1679.

118 *Tagwercher bezalt, weliche die Schlacht bey dem Schaunberger Prückhel gemacht, weliche das große Wasser weckgerüssen* … Stadtarchiv Eferding, SCH K116–120, Stadtkammer-Rechnung 1655.

119 *Abermals Maister vnd Sohn 1½ Taglohn bezahlt, das Sie bei der Wolfspruckhen ein Schlächtl gemacht* … Stadtarchiv Eferding, SCH K101–105, Stadtkammer-Rechnung 1633.

120 *Den 4. Marty nachvolgente Tagwercher bezalt, welche die Felber aufm Mittergraben, wie auch im Wörth vnd auf der Au gestimbelt, das Holz außgeschnait, zusamben getragen vnd den Zaun beim Welserthor […] von neuem gezeint haben.* Stadtarchiv Eferding, SCH K116–120, Stadtkammer-Rechnung 1657.

121 OÖLA, Franziszeischer Kataster, KG Eferding, Operat 2.

122 *Herrn Paul Vogler das Er 9 Färth Schüdt zu machung des Thaimb vnderhalb der Waschpenckh von der Au herein führen lassen.* Stadtarchiv Eferding, SCH K136–140, Stadtkammer-Rechnung 1685. *Mehr dem Ambtmann das er hat […] vor dem Schaunbergerthor vnd in der Lederergassen beim Pach den Tamb hoch beschüt.* Stadtarchiv Eferding, SCH K86–90, Stadtkammer-Rechnung 1615.

auch die Instandhaltung beziehungsweise Befestigung der Grabenwälle. Ein spezieller Vermerk aus dem Jahr 1590 dokumentiert Letzteres im Zusammenhang mit der Durchführung einer Grabenräumung, in deren Anschluss man das Auswurfsmaterial *auf gemainer Stat Anger den Thaimm auß[schlug]*.[123] Ebenso wurde während dieser Aktion in einem anderen Grabenteil *das Khot an die Felber zum Thaim hinan zeschlagen*.[124] Gegen die Beschädigung der Dammböschungen seitens Personen oder Tiere behalf sich die Stadt Eferding mit der Errichtung von Zäunen. Den Quellen nach führten diese entlang der Dammkrone – dem sogenannten *fürhaupt*[125] – rund um den gesamten Stadtgraben,[126] wobei auch die Bereiche der „Ludl"[127] in diese zeit- und materialaufwendigen[128] Schutzvorkehrungen miteinbezogen wurden.

Nicht direkt dem Wassersystem, wohl aber der leichteren Erreichbarkeit bestimmter Gewässerabschnitte und Böschungsbereiche und damit auch der Wartung der Wasserbauten nützten die auf den Dammkappen von Stadtgraben und Stadtbach verlaufenden „Gang"- oder „Gehsteige". Ebenfalls nicht nur, aber auch diesem Zweck dienten die über die Gewässer führenden Brücken und Stege, deren Erhaltung der Stadt Eferding ein hohes Maß an Arbeitsleistung und finanziellem Aufwand abforderte. Den Vermerken über Neuerrichtungen[129] und Renovierungen[130] dieser Übergänge lässt sich entnehmen, dass der Stadtgraben nicht nur mittels der beiden Zugbrücken beim „Welser"- und „Peuerbachertor" sowie der schon 1639 als Steinbrücke bezeugten Brücke beim Schaunbergertor[131] überquert werden konnte, sondern dass er in seinem mit Wasser gefluteten Bereich – zumindest in Friedenszeiten – auch von einer Reihe hölzerner Stege überspannt wurde.[132]

Lassen sich für die beschriebenen Arbeiten durchwegs die betreffenden Stadt- oder Schlossbediensteten sowie fallweise auch robotpflichtige Untertanen feststellen, dürfte man für Aufgaben, die größeres Fachwissen voraussetzten, möglicherweise auch Spezialisten herangezogen haben. Jedenfalls kam es während des 17. Jahrhunderts in den dafür relevanten Quellen jeweils zur Nennung eines *Schwellmaisters*[133] und eines *Teichtgraber[s]*.[134]

---

123 Stadtarchiv Eferding, SCH 75–80, Stadtkammer-Rechnung 1590.

124 Ebenda.

125 … *das fürhaupt aufzainth* … Ebenda.

126 *Inngleichen zahlt Herr Hainrich Ernst wegen den Wenzl Wisen den gemachten Järlichen Bstandt, hat auch den Zaun heuer neu aufgericht, vmb den Stattgraben.* Stadtarchiv Eferding, SCH K106–110, Stadtk.-R. 1636.

127 … *das sie den Zaun in der Luedl gemacht haben.* Stadtarchiv Eferding, SCH K106–110, Stadtkammer-Rechnung 1640.

128 *Den 9. April haben nachvolgente Tagwercher die Felber am Mittergraben gestimblet vnnd vom Welser Thor wie auch am Richter Graben 600 Steckh lanng gezeint.* Stadtarchiv Eferding, SCH K106–110, Stadtkammer-Rechnung 1647.

129 *Bey dem Berndl vnnd Wagner im Wörth, auch Kheffermüll seindt Neue Stög gemacht, vnnd die Hanndthaben darzue verferttigt worden.* Stadtarchiv Eferding, SCH K141–145, Stadtkammer-Rechnung 1698.

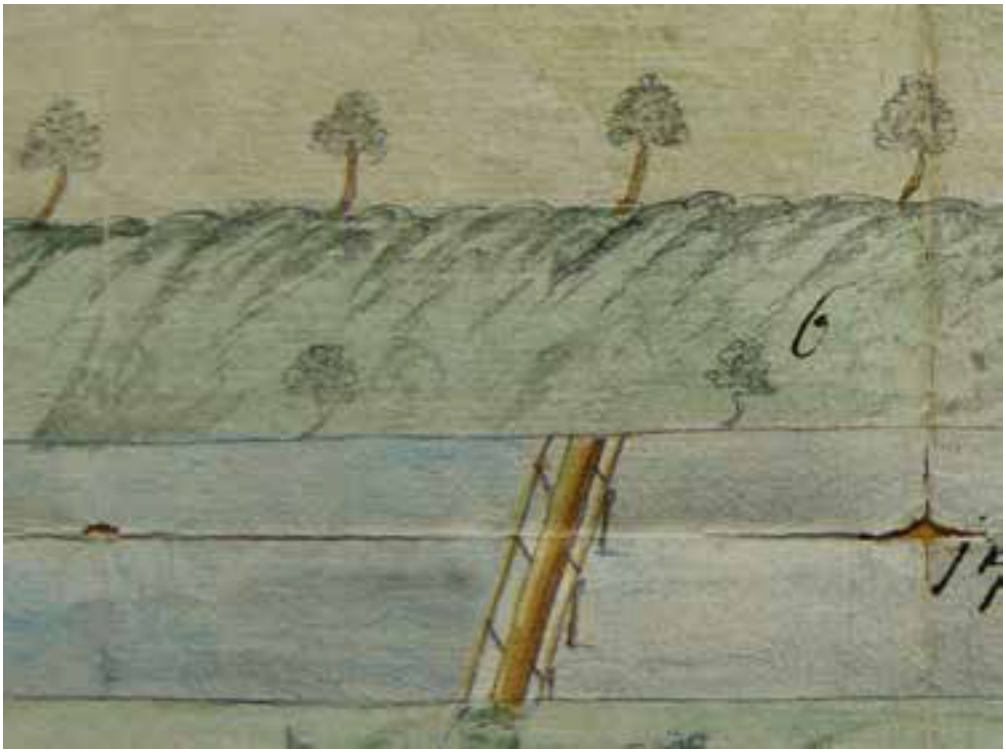
130 *Das Sie die Aufziechprukhen am Schmidt Thor […] ausgebössert* … Stadtarchiv Eferding, SCH K101–105, Stadtkammer-Rechnung 1633.

131 … *so bey der Stainen Pruckhen beim Schaunberger Thor ain grosses Loch zuebeschitt* … Stadtarchiv Eferding, SCH K106–110, Stadtkammer-Rechnung 1639.

132 … *vnnd der steg vber den stadtgraben ausgebössert wie auch ein neuer steg vber den Mitter grabm gemacht.* Stadtarchiv Eferding, SCH K101–105, Stadtkammer-Rechnung 1632.

133 Stadtarchiv Eferding, SCH K141–145, Stadtkammer-Rechnung 1699, Empfang der Winckhlsteuer.

134 *Anthonny Eisröckh Teichtgraber* … OÖLA, Archiv Starhemberg (Schaunberg-Musealverein), Bd. 42, Dienst und Rüstbuch 1639–1672.



Steg über den Eferdinger Stadtgraben, 1777. *Pfarrarchiv Eferding*

2. Die Fischereiwirtschaft

Für sämtliche Bereiche der Eferdinger Stadtgewässer – also Bach, Graben und Teiche – kann innerhalb des fraglichen Zeitraums eine fischereiliche Bewirtschaftung festgestellt werden. Als Basis dafür dienten unter anderem die ständige Frischwasserzufuhr durch den Dachsbergerbach, die als Teiche nutzbaren Grabenareale und ein zur Flutung derselben installiertes, regelbares Zulauf- und Ablasswerk. In einer Epoche erhöhten Fischkonsums[135] und darauf basierenden starken Interesses an Fischfang, Fischzucht und Fischverkauf ließ man dafür günstige Voraussetzungen nicht ungenutzt. Komplettiert wurden diese noch durch Anlagen, die zur Hälterung der für Konsum und Verkauf vorgesehenen Fische errichtet worden waren.

2.1. Fischfang und Fischzucht

2.1.1. Am Dachsbergerbach

Trotz der Anbindung des Dachsbergerbachs an das Flusssystem der Donau – er mündet nördlich von Wörth in die der

[135] Vgl. Hüster-Plogmann, Synthese, 220.

Donau zufließende Aschach – gilt dieser schon seit Jahrzehnten als ein für die ertragsorientierte Fischerei bedeutungsloses Gewässer. Mündlichen Aussagen zufolge – schriftliche Nachweise für etwaige Fischarten fehlen vollkommen – konnte man hier höchstens Fang auf Kleinfische wie Lauben, Haseln und Rotaugen sowie die diesen „Futterfischen" folgenden Aiteln machen.[136] Inwieweit sich diese Situation erst nach dem um 1900[137] erfolgten Bau eines Elektrizitätswerks unterhalb der Bachmündung einstellte, zuvor eventuell aber mit einem größeren Zuzug an Donaufischen wie Näslingen zu rechnen gewesen war, lässt sich aus genannten Gründen nicht feststellen. Möglicherweise muss der Mangel an schriftlichen Nachweisen aber auch dahingehend interpretiert werden, dass die Dürftigkeit des Quellenmaterials jener des Ausfangs entspricht.

Gewisse Interessen an einer Fischerei im besagten Gewässer scheinen aber zumindest während und auch noch am Ende des 17. Jahrhunderts existiert zu haben. Laut einer 1686 seitens der Stadt an die Herrschaft Burg Eferding eingereichten Beschwerde hatte *der Statt vonn alters das fischen auf dem [vom] Gässhof herein füehrendten Leedererpach*[138] gebührt. Eine der Stadt Eferding über eine längere Zeitspanne hindurch überlassene Nutznießung des Dachsbergerbachs wird man unter dieser Aussage am ehesten verstehen dürfen. Bedauert wurde deshalb jener Umstand, dass der Bach dann *zu der Zeit des gewesten Pflegers Arnoldt in Bstanndt verlassen,*[139] also anderweitig verpachtet worden war.

Dass durch die *entzogene FischersGerechtigkheit auch zugleich dennen Burgern auf Ihren Gründten […] Schaden zuegefüegt*[140] würde und man deshalb überhaupt um Abstellung der Fischerei bäte, war ein weiterer Punkt des Ansuchens. Geht man nun anhand dieser auf den ersten Blick etwas widersprüchlich wirkenden Darstellung davon aus,[141] dass es die neuen Pachtnehmer waren, die hier mit ihren fischereilichen Maßnahmen, im Zuge derer sie die Ufer des Baches und damit die Grundstücke der Bürger betreten mussten, für Ärger sorgten, lässt sich daraus auch ersehen, dass es sehr wohl zu Fangaktionen gekommen sein muss. Ein in dieser Hinsicht besonders betroffenes Gebiet war offenbar die Strecke unterhalb des Meierhofs, im sogenannten *Millwerth, wo dieser Pach durchvnnd seinen ausrühnn nimbt.*[142]

Als fischende Personen dürfen mit großer Wahrscheinlichkeit Mitglieder des ab 1668 zu einer Zunft zusammengeschlossenen Eferdinger „Fischerhandwerks" vermutet werden. An Vertreter dieses Berufsverbands war nämlich ab

---

136 Helmut Pointner (Unterschaden, Gem. Pupping) sei an dieser Stelle ganz herzlich für seine immer wieder bereitwillig gegebenen Auskünfte gedankt.

137 Promintzer 306.

138 OÖLA, Archiv Starhemberg (Schaunberg-Musealverein), Akten Band 74, Beschwär vnd Ansuechungs Puncten, 22. Februar 1686.

139 Ebenda. Hieronimus Arnoldt war zumindest in den 1660er-Jahren Pfleger der Herrschaft Eferding. OÖLA, Archiv Starhemberg (Schaunberg-Musealverein), Herrschaft Eferding, Akten Band 66/IV/1g.

140 Ebenda.

141 Hier kann eine Parallele zu Ottensheim einiges zur Klärung beitragen. Vgl. Jungwirth, Wilhering 63.

142 OÖLA, Archiv Starhemberg (Schaunberg-Musealverein), Akten Band 74, Beschwär vnd Ansuechungs Puncten, 22. Februar 1686.

spätestens 1666 auch das Hoffischwasser auf der Aschach *in Bstandt verlassen*[143] worden.

2.1.2. Im Stadtgraben

Schon in seiner ersten urbariellen Eintragung im Jahr 1574 wurde der die Stadt Eferding umschließende Wehrgraben hinsichtlich seiner flutbaren Bereiche als *Wassergraben oder Teicht*[144] definiert. Als ein eindeutig zur Fischzucht heranziehbares Gewässer wies man ihn dann im Urbar von 1666 mit folgender Erklärung aus: *Die Wasser Graben oder Teicht umb die Statt hat die gnedige Herrschafft /[…]/ eintweder anzutrenckhen und mit der Vischerey oder mit Verlassung des Graß zugeniessen …*[145]

Die Nutzung eines Stadt- beziehungsweise Wehrgrabens als Fischteich war freilich keine ausschließlich in Eferding vorzufindende Form der Fischereiwirtschaft. Belegbar ist diese Art der Nahrungsmittelproduktion beispielsweise in England schon ab dem 13. Jahrhundert.[146] Größere Bedeutung hatte sie nachweislich in Zürich[147] und in Frankfurt a. M.[148] Aber auch Oberösterreich kann – neben Kärnten, wo bekanntlich der Stadtgraben von Friesach[149] auch noch gegenwärtig mit Fischen bestückt ist[150] – mit ehedem fischereilich genutzten Befestigungsgräben aufwarten. Betreffende Belege beziehen sich auf Freistadt, Wels, Mattighofen und Uttendorf.[151]

Auf Basis der Eferdinger Urmappe[152] und der darin auch noch 1825 verfolgbaren Parzellierung eines Stadtgrabenareals in Böschungs- und Wasserbereiche lässt sich für den 1750 m langen und durchschnittlich mindestens 15 m breiten Wassergraben eine Teichfläche von ungefähr 2,6 ha errechnen. Obwohl keinerlei Angaben zu den eingesetzten oder gefangenen Fischarten vorliegen, wird aufgrund der Beschaffenheit des Grabens und des ihn speisenden Dachsbergerbachs von einem Besatz mit Schleien und Karpfen,[153] möglicherweise auch mit Hechten, welche die über den Zulauf hereingelangten minderwertigen Fische zu vertilgen hatten, ausgegangen werden können. Unter guten Bedingungen[154] – für solche war in Eferding schon durch das flache, sich schnell erwärmende Wasser gesorgt – ließ sich mit

143 OÖLA, Archiv Starhemberg (Urbare und Grundbücher), Hs. 34, Urbar Herrschaft Eferding 1666.

144 OÖLA, Archiv Starhemberg (Urbare und Grundbücher), Hs. 32, Urbar Herrschaft Eferding (1574) 1634.

145 OÖLA, Archiv Starhemberg (Urbare und Grundbücher), Hs. 34, Urbar Herrschaft Eferding 1666.

146 „There are occasional references to fish or fishing in moats from the 13th century onwards." Chambers 123. „Many monastic complexes included moats around the main claustral buildings […]. In many cases these probably also served as fishponds." Bond 99.

147 Amacher 87.

148 Cahn 90.

149 Wagner, Heimatgeschichte um einen Fisch.

150 Herzlichen Dank an Frau Cilly Höferer (Friesach) für ihre diesbezügliche Auskunft.

151 Wacha, Zur Geschichte, 419 ff.

152 OÖLA, Franziszeischer Kataster, Urmappe KG Eferding.

153 Bestärkt wird diese Annahme durch einen die Teiche von Schloss Gstöttenau betreffenden Eintrag, der in ebendiesem Zeitraum für einen der Teiche Karpfen und für den anderen Hechte nennt. OÖLA, Archiv Starhemberg (Urbare und Grundbücher), Hs. 83, Urbar Herrschaft Schaunberg und Gstöttenau 1680.

154 „Zumeist sind dies Dorfteiche, dann flache Teiche mittleren und kleineren Umfangs, welche sich durch günstige windstille Lage, guten Boden und besonders reichliche Nahrung führende Zuflüsse auszeichnen." Pölzl 131.

den hierzu besonders geeigneten Karpfen[155] ein jährlicher Zuwachs von 100 bis 150 kg pro Hektar erzielen.[156]

Eigner der durch keine Zahlen zu untermauernden Gewinne war – gemäß dem Urbar – die Herrschaft Burg Eferding. Für die ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts liegen jedoch auch Vermerke über Arbeiten am Stadtgraben vor, die in diesem Zusammenhang auf andere Gegebenheiten hindeuten.[157] Ein in regelmäßigen Abständen notiertes Ablassen, Ausräumen und Renovieren des Grabens in den städtischen Rechnungen veranlasst dazu, auch die „Tiefe" desselben im Nutzungs- und Verantwortungsbereich der Stadt zu vermuten. Eine Bestätigung dieser Annahme findet sich im Punkt 3 der schon mehrmals angeführten Beschwerdeschrift des Jahres 1686.[158] Richter und Rat der Stadt Eferding führten darin an, dass *die Stattgräben vorher von unverdenkhlichen Jahren völlig zu Gmainer Statt genossen* und *auch, da noch das Wasser darinnen gewesen, gefischt worden* waren. Speziell unter dem finanziellen Aspekt, dass *die Statt auch vill Weeg vnd Steeg zumachen* hätte, sollte ihr *die völlige Graben-Nuzung […] widerumb zuekhomben*.[159]

Existieren auch über diese durch die Stadt veranlassten Abfischungen keine direkten Berichte, so lassen sich doch alleine aus den in gleichmäßigen Intervallen vorgenommenen Grabenabläßen gewisse Rückschlüsse auf die Form der Bewirtschaftung des Grabenteichs ziehen. Es scheint sich bei dieser mit ziemlicher Sicherheit um einen lediglich einstufigen „Femelbetrieb" gehandelt zu haben. Bei dieser zur besagten Zeit noch durchaus üblichen, einfachsten Form der Fischzucht blieben sämtliche Tiere vom Laichstadium bis zur marktfähigen Größe in einem Teich. Im Fall Eferding wären dann bei den im Abstand von vier Jahren durchgeführten Abkehraktionen die ausgewachsenen Fische herausgenommen, die kleinen jedoch in den erneut aufgestauten Graben zurückgesetzt und dort belassen worden, bis auch sie die erforderliche Größe erreicht hätten.[160] Von anderen Stadtgräben ist darüber hinaus auch noch ein zusätzlicher Besatz mit Jungfischen bekannt.[161]

Über die personelle Zuständigkeit für die fischereilichen Tätigkeiten am Eferdinger Wassergraben gibt es genaue Informationen erst aus jener Zeit, in der die Fischerei in diesem Gewässer wieder von der starhembergischen Herrschaft in Eigenregie betrieben wurde. Im *Robolt Prodt Register* des Jahres 1666[162] verzeichnete man am 27. September *3 Fischer[], so den teicht*[163] *abgelassen vnd bey der nacht gewacht*,[164] als Empfänger von insgesamt

---

155 Vgl. Häberle/Marti 150.

156 Ebenda. Eine Abfischung des 900 m langen (Holter 45) Welser Stadtgrabens im Jahr 1669 brachte folgendes Fangergebnis: 70 Pfund Hechte, 44 Pfund Aiteln, 3 Zentner 10 Pfund Karpfen und 52 Pfund Näslinge. Kalliauer, 25. Juni 2009.

157 Stadtarchiv Eferding, SCH K86–90,SCH K91–95 und SCH K96–100, Stadtkammer-Rechnungen.

158 OÖLA, Archiv Starhemberg (Schaunberg-Musealverein), Akten Band 74, Beschwär vnd Ansuechungs Puncten, 22. Februar 1686.

159 Ebenda.

160 Amacher 97.

161 „Im Juni 1675 wird aus Mitteln der Stadt Wels noch für 23 Schock Karpfenbrut die beachtliche Summe von 51 fl 6 ß bezahlt …" Wacha, Zur Geschichte, 420.

162 OÖLA, Archiv Starhemberg (Schaunberg-Musealverein), Bd. 49, Herrschaft Eferding, Robolt Prodt Register 1666.

163 Im Zusammenhang mit Fischerei findet sich der Stadtgraben durchwegs mit „Teicht" bezeichnet.

164 OÖLA, Archiv Starhemberg (Schaunberg-Musealverein), Bd. 49, Herrschaft Eferding, Robolt Prodt Register 1666.

sechs Brotlaiben. Dass bei einer solchen Fangaktion erwartungsgemäß mit einem größeren Aufwand an Personal und Zeit gerechnet werden musste, erfährt man anhand eines Vermerks vom darauffolgenden Tag. An diesem musste nämlich an weitere vier Fischer, die *den Teicht gefischt vnnd selbe nacht gewachtet*,[165] Brot ausgegeben werden.

Unter den in diesem Register nur anzahlmäßig erfassten Fischern können eindeutig Vertreter jener Berufsfischer verstanden werden, die – schon 1371 als „Taubenbrunner Fischer" erwähnt – für ihre Fangbefugnis auf gewissen Herrschaftsgewässern neben Fisch- beziehungsweise Gelddiensten[166] auch bestimmte Robotleistungen zu erbringen hatten.[167] Als Mittelsmann zwischen Herrschaft und Fischern fungierte der „Fischmeister". Ihm stand laut dem betreffenden Register für das Informieren und Organisieren seiner Berufskollegen – *wegen ansagung der Füscher*[168] – ebenfalls eine gewisse Anzahl von Brotlaiben zu.

2.1.3. In den Teichen

Nur über die erhalten gebliebenen Robot- und Robotbrotregister der Herrschaft Burg Eferding lässt sich auch die Fischerei auf einem der stadtnahen Teiche – jenem beim Meierhof – nachweisen. Anhand der aus drei, jedoch nicht aufeinanderfolgenden, Jahren stammenden Notizen wird ersichtlich, dass es sich dabei, auch auf Grund der kleinen Teichfläche – in den Quellen wird das betreffende Gewässer als das *khlaine teichtl*[169] oder *khleine Weirl*[170] bezeichnet – nur um eine sogenannte „unvollkommene" Fischzucht[171] handeln konnte. Für eine solche zweistufige, mitunter auch lediglich als „Fischhaltung" deklarierte Wirtschaftsform erwarb man in der Regel zweijährige Setzlinge und zog diese über den Sommer zu Speisefischen heran.[172]

Einem Besatz im Frühling folgte also ein Ausfang im Herbst desselben Jahres. Ob die zwei Fuhren Karpfen sowie zwei Fuhren Karpfenbrut, die der Eferdinger Pfleger im Jahr 1695 in Linz bei böhmischen Fischhändlern erstand,[173] zu einem Teil auch dem „kleinen Weiher" und nicht nur den Teichen beim Schloss Gstöttenau zukamen, muss fraglich bleiben.

Hinsichtlich der Bewirtschaftung des betreffenden Teichs besonders aussagekräftig erweist sich das Robotverzeichnis des Jahres 1678, da sich in diesem sämtliche zwischen Frühjahr und Herbst an diesem Gewässer verrichteten Arbeiten nicht nur aufgelistet, sondern auch kurz beschrieben finden. Kommentiert werden dabei sowohl Räumungs- und Pflegemaßnahmen als auch die Flutung des Teichs mittels vorangegangener Stauung des Dachsbergerbachs. Die Befischung des Gewässers muss hingegen um den genannten Septembertermin erfolgt sein.

---

165 Ebenda. „Während des Ablassens war jeweils auch für Fischdiebe die Zeit günstig." Amacher 103.

166 Vgl. Jungwirth, Eferding, 11.

167 Neben den angeführten Fischerarbeiten bestanden diese aus Transporten auf dem Wasser oder auch aus dem Brechen von Eis.

168 OÖLA, Archiv Starhemberg (Schaunberg-Musealverein), Bd. 49, Herrschaft Eferding, Robotregister 1690.

169 Ebenda. Robotregister 1668.

170 Ebenda. Robotbrotregister 1678–1679.

171 Vg. Pölzl 135.

172 Ebenda.

173 Wacha, Fische, 69.

Monath May

Den 24 dito haben Vier vischer das khlein Weirl gerämbt, vnnd den Leder Pach geschwelt, das das Wasser in weyr geen mugen yedem geben 4 laibl.
Den 26 dito haben mer diße vier vischer an dem Weyrl gerämbt, yedem geben vier laibl.

Juni

Den 10 dito haben abermall vier vischer die Riennen so in das Weirl gehet, vnd das Graß ausgemäht, vnd gerämbt, geben 16 laibl.

Sebtember

Den 4 dito haben Sechs vischer das weyrl ausgerämbt ainem geben fünf laibl.
Dem vischmeister 4 laibl.

October

Den 27 dito haben fünf vischer ain wöhr gemacht, auf dem ledter Pach, das das wasser in den Weyr geen mag, yedem geben fünf laibl.[174]

2.2. Fischhälterung

Bestimmte Abschnitte des Eferdinger Gewässersystems – im Speziellen des Stadtbachs – erfüllten auch jene Bedingungen, welche man für die Errichtung von Hälterungsanlagen benötigte.

Der vor allem erforderliche gleichmäßige Zustrom sauerstoffreichen und noch unverschmutzten[175] Wassers war allem Anschein nach sowohl im Bereich der „Schleifmühle" als auch in der Nähe des „Peuerbacher"- beziehungsweise „Fleischer"- oder „Schmiedtors" in besonderem Maß gegeben. Während im Umfeld der „Schleifmühle" die hier schriftlich belegte ehemalige Kalteranlage östlich des Mühlbachs lokalisiert werden konnte,[176] wird man die andere, in der Nähe des betreffenden Stadttors angegebene am Stadtgrabenzufluss annehmen dürfen.

Der erste Nachweis eines dem Zweck der Fischhälterung dienenden Bauwerks stammt aus dem Jahr 1553. Graf Wolfgang von Schaunberg verkaufte damals sein in der Schmiedstraße gelegenes Haus *sambt dem Vischbehalter vorm Schmidtthor, allermaßen derselb hieuor zu anngeregter behausung innen gehabt*[177] worden war.

40 Jahre später vorgenommene Vererbrechtungen[178] von schon bestehenden Fischkaltern und von Bauplätzen, die für solche Einrichtungen bestimmt waren, zeigen auf, dass es um diese Zeit bereits drei zur Aufbewahrung von Fischen dienende Behälter gab. Die in den Erbbriefen angegebene Lage derselben bezeugt zwei Kalter bei der „Schleifmühle" sowie einen, den „Hoffischkalter", beim „Peuerbacher Tor".[179] Zur Errichtung weiterer Fischbecken verkaufte man nun interessierten Personen erbrechtsweise dafür vorgesehene, geeignete Grundstücke – eines bei der Mühle und zwei am Graben. Die nicht

---

174 OÖLA, Archiv Starhemberg (Schaunberg-Musealverein), Bd. 49, Herrschaft Eferding, Robotbrotregister 1678–1679.

175 1667 musste ein Färber seine bei der „Schleifmühle" errichtete „Waschstatt" auf Betreiben von zwei Fischkalterbesitzern in den Bereich „Käfermühle" verlegen. OÖLA, Archiv Starhemberg (Schaunberg-Musealverein), Akten, Bd. 66/IV/1g.

176 Dazu später.

177 OÖLA, Archiv Starhemberg (Diverse Herrschaften), SCH 93, Kaufbrief 1553.

178 *Vischbhalter daselbst bey der Schleiffmüll, vnd dem Hof Vischbhalter Anno 93 vererbt.* OÖLA, Archiv Starhemberg, Archivalien Eferding, Hs. 1, Herrschaft Eferding, Gelddienstregister 1598.

179 OÖLA, Archiv Starhemberg (Diverse Herrschaften), SCH 126, Herrschaft Eferding, Gerichtsprotokolle 1570–1618, 1594.

zu übersehenden Expansionstendenzen hinsichtlich Fischhälterung lassen sich auch an der weiter steigenden Anzahl der Kalter ablesen. Diese vergrößerte sich von drei auf sieben im Jahr 1598[180] sowie auf elf, von denen zwei sogar von zwei Personen benutzt wurden, um das Jahr 1620.[181]

Welche Ursachen dieser Entwicklung zugrunde lagen, lässt sich mit den zur Verfügung stehenden Quellen größtenteils nur vermutungsweise, punktuell jedoch – wie im folgenden Fall – auch eindeutig klären.

Unter den namentlich angegebenen Kalterbesitzern des Jahres 1598 scheint auch *Abraham Sterer*,[182] ein Weißgerber und 1594 als Stadtrichter[183] nachgewiesener Eferdinger Bürger, auf. Dieser wird im 1598 angelegten Gelddienstregister zusätzlich als Pächter eines herrschaftlichen Fischwassers am Innbach[184] angeführt. Dass Sterer aufgrund dieser Pachtnahme auch Bedarf an einer Aufbewahrungsmöglichkeit für die gefangenen Fische hatte, liegt auf der Hand.

Nicht allzu weit hergeholt scheint auch der Gedanke, dass die Vergrößerung der Kalteranlagen eventuell mit einer um diese Zeit seitens der Herrschaft gebilligten Nutznießung der Fischerei in Stadtgraben und Dachsbergerbach in Zusammenhang stand. Man hatte diese ja bekanntlich ab einem bestimmten Zeitpunkt der Stadt Eferding überlassen. Ein Vergleich mit Wels und Freistadt zeigt, dass die dortige Bürgerschaft – vor allem der Stadtrat – derartige Möglichkeiten durchaus zu nutzen wusste.[185]

Tatsache ist, dass sich die Eigentümer der Eferdinger Fischbehälter vielfach der gehobenen Bürgerschicht und dem Beamtenstand zuordnen lassen. Mit *Leonhard Haßner*, Verwalter der Herrschaften Schaunberg und Eferding,[186] und *Georg Pader*, Stadtrichter und als Brauherr Besitzer von zwei Eferdinger Brauhäusern,[187] sollen hier nur zwei Vertreter dieser Kreise angeführt werden. Zusammen mit der starhembergischen Herrschaft als Besitzer des Hoffischkalters und dem Eigentümer des *Pfarrherrischen Bhalter[s]*[188] befand man sich sozusagen in bester Gesellschaft. Dies entspricht durchaus jenen Forschungsresultaten, die Fisch, wie auch Fleisch, in dieser Epoche als teures und damit prestigeträchtiges Luxuskonsumgut feststellen konnten.[189] Hinsichtlich der Vivarien wäre dabei auch an einen Zukauf von Speisefischen zu denken, was in Bezug auf den nachweislichen Geschäftskontakt

---

180 OÖLA, Archiv Starhemberg (Archivalien Eferding), Hs. 1, Herrschaft Eferding, Gelddienstregister 1598.

181 OÖLA, Archiv Starhemberg (Schaunberg-Musealverein), Bd. 41, Dienst und Steuerbuch 1619–1627. Die genannten Zahlen beinhalten jeweils auch den in den Dienstregistern nicht aufgelisteten „Hoffischkalter".

182 OÖLA, Archiv Starhemberg (Archivalien Eferding), Hs. 1, Herrschaft Eferding, Gelddienstregister 1598.

183 Forster 78.

184 *Abrahem Sterer, Burger zue Eferding, von Müllpach an der Raffaltzmüll järlich 1 f 4 ß.* OÖLA, Archiv Starhemberg (Archivalien Eferding), Hs. 1, Herrschaft Eferding, Gelddienstregister 1598.

185 Wacha, Zur Geschichte, 421.

186 OÖLA, Archiv Starhemberg (Diverse Herrschaften), SCH 126, Herrschaft Eferding, Gerichtsprotokolle 1570–1618, 1594.

187 Wutzel 130.

188 OÖLA, Archiv Starhemberg (Schaunberg-Musealverein), Bd. 41, Dienst und Steuerbuch 1619–1627.

189 Vgl. Hüster-Plogmann, Der Mensch, 193.

mit Traunfischern durchaus naheliegend erscheint.[190]

Nicht bestätigen lassen sich mit den vorliegenden Ergebnissen jene Aussagen, wonach sich die Reformation durch die Lockerung der Fastengebote nicht nur auf die Teichkultur, sondern auch auf den Fischkonsum ungünstig ausgewirkt hätte.[191] In Eferding scheint die Hochblüte des Protestantismus immerhin mit einer besonderen Wertschätzung des Nahrungsmittels Fisch beziehungsweise auch mit dafür günstigen Voraussetzungen zusammengefallen zu sein.

Enthalten die Erbbriefe bezüglich der Fischbehälter auch nur solche Aussagen, die zur Klärung der wasserrechtlichen Belange für notwendig gehalten wurden, ergeben sich daraus dennoch wertvolle Informationen über die Positionierung und Konstruktion dieser Becken.

Festzuhalten ist erstens, dass es sich bei den besagten Fischkaltern weder um in einem Gewässer schwimmende und verankerte noch um darin eingebaute Fischkästen handelte.[192] Vieles spricht dafür, sie vielmehr als in der Nähe eines Wasserlaufs angelegte Bassins anzunehmen. Gesichert ist zweitens, dass es der Dachsbergerbach beziehungsweise eine Ableitung desselben war, der diese Bassins an den Standorten „Schleifmühle" und „Schmied Tor" auch mit Wasser versorgte.

Um die an zwei verschiedenen Plätzen befindlichen Anlagen ihrer unterschiedlichen topographischen Position und quellenmäßigen Erfassung entsprechend differenziert behandeln zu können, scheint eine getrennte Darstellung der beiden Vorrichtungen notwendig.

Von der Fließrichtung des Dachsbergerbachs aus gedacht, lag jene Einrichtung *auf der Herrschaft Eferding Grundt vnd Poden negst der Statt daselbst zu Eferding bei der Schleifmüll*[193] an erster Stelle. Während sich schon durch einen aus den 1660er Jahren stammenden Beschwerdebrief eine genauere Lokalisierung der Fischkalter in der Nähe des *Schuester[s] an der Schleifmühl*[194] ergab, wurde erst durch auf mündlicher Tradition basierendes Wissen[195] eine endgültige Klärung des Standorts auf einem Teil jenes Grundstücks möglich, das in der Urmappe die Parzellennummer 95 führt. Eine bis vor wenigen Jahrzehnten noch sichtbare, 20 mal 30 m große Senke,[196] die sich hier längs des rechten Ufers des gegenwärtig nicht mehr vorhandenen Mühlbachs erstreckte, war das Relikt jener am Ende

---

190 *Item denn Traun Vischern vmb Visch, so dem Jungen Herrn Herrn Erasm Herrn vonn Starhemberg durch eine Ersame Statt alhir verehrt worden. Bezalt 8f 3ß 6d.* Stadtarchiv Eferding, SCH K 81–85, Stadtkammer-Rechnung 1594.

191 Cahn 144. Cahn räumt hier jedoch ein, dass dies im Besonderen auf die reformierten Teile der Schweiz zutraf. Amacher wiederum schreibt Zürich betreffend, „dass die Leute (trotz der Aufhebung des Fastengebots) immer noch eifrig Fische konsumierten". Amacher 128.

192 Solche sind beispielsweise aus Braunau bekannt: „Die Fische wurden in Behältern frisch gehalten, durch die das Wasser des Stadtbaches floss." Vorderbad Braunau.

193 OÖLA, Archiv Starhemberg (Diverse Herrschaften), SCH 126, Herrschaft Eferding, Gerichtsprotokolle 1570–1618, 1594.

194 OÖLA, Archiv Starhemberg (Schaunberg-Musealverein), Akten Bd. 66/IV/1g, 1667.

195 An dieser Stelle sei Herrn Fritz Roithner sen. (Eferding, Schleifmühlgasse 5) herzlichst für seine wertvollen Hinweise auf Standort und Größe der Anlagenreste gedankt.

196 Zwei Generationen zuvor war diese Senke Erzählungen zufolge noch eine ständig mit Wasser gefüllte Grube, die von Eferdinger Brunnenmachern benützt wurde, um hier die Holzröhren einzuweichen.

des 16. Jahrhunderts erstmals erwähnten Hälterungsanlage.

Auf dieser Erkenntnisgrundlage aufbauend, kann bei der betreffenden Einrichtung auf eine Reihe von nebeneinander in den Boden eingelassenen Becken geschlossen werden. Die mittels Röhren erfolgende Wasserzuleitung aus dem der „Schleifmühle" zufließenden Mühlbach ging höchstwahrscheinlich über die jeweiligen Beckenränder vonstatten. Auf eine für jedes Bassin gesondert vorhandene Wasserröhre verweist der wiederholt angeführte Zusatz, das Wasser *auß dem Pach der Gäßhofpach genannt*[197] direkt beziehen zu dürfen. Auch die mit unterschiedlichen Maßen angegebenen Durchmesser der Röhren machen eine für jeden Kalter zuständige eigene Wasserzuleitung wahrscheinlich. Während der Fischbehälter des Ratsbürgers *Hannßen Parzhamer*[198] beispielsweise über eine zweifingerbreite Röhre mit Wasser versorgt wurde, erhielt der Kalter des Pflegers *ainen Wasserstrall*, der *vier Zwerchfinger*[199] im Querschnitt betrug. Durch die genaue Zuteilung der jeweiligen Wassermenge sollte sowohl an der Mühle als auch an der *Hof Visch behallter wasser Rüren*[200] jeder nachteilige Wassermangel schon im Vorfeld verhindert werden.

Die Nennung der Röhre, die den herrschaftlichen Kalter mit Wasser speiste, weist dann schon über die Hälterungsanlage bei der „Schleifmühle" hinaus und wendet sich gedanklich bereits jenen Fischbehältern zu, die an dem vom Mühlbach abgezweigten Grabenzuleitungsgerinne errichtet waren respektive die man hier *von Neuen […] darauff sezen vnd Pauen*[201] durfte.[202] Obwohl über die Lage derselben außer ihrer Situierung beim „Schmied Tor" und *auf der Herrschafft Eferding Stattgraben*[203] – wobei man Letzteres zumindest mit einer unmittelbaren Nähe zum Wassergraben assoziieren kann[204] – keine wirklich aufschlussreichen Informationen vorliegen, lässt sich doch anhand der die Röhrenleitung betreffenden Anweisungen sowie unter Einbeziehung der topographischen Gegebenheiten eine gewisse Vorstellung dieser Anlage entwickeln.

Fest steht, dass die Kalter im Graben im Gegensatz zu jenen an der „Schleifmühle" nicht über mehrere getrennte Leitungen, sondern über eine zusammenhängende Röhrenleitung mit Wasser beschickt wurden. Dass diese am Stadtgrabeneinlass ihren Anfang nahm, kann man auf Grund der eigens genannten Hoffischkalter-Wasserröhre annehmen. Es dürfte hier am Zulauf nämlich zu einer Aufteilung des Zuflusskanals in mehrere Gerinne gekommen sein, von denen eines nachweislich für die Fischbehälter zuständig war. In eine vermutlich über die Böschung des Stadtgrabens führende Röhre gefasst[205] – über den Durchmesser derselben liegen keine

[197] OÖLA, Archiv Starhemberg (Diverse Herrschaften), SCH 126, Herrschaft Eferding, Gerichtsprotokolle 1570–1618, 1594.

[198] Ebenda.

[199] Ebenda. zwerch=quer, Schmeller, Bd. 2, Sp. 1182.

[200] Ebenda.

[201] Ebenda.

[202] In Freistadt befand sich die alte Anlage der Fischeinsetz in Form von vier runden Behältern am Zufluss des Stadtgrabens. Vgl. Wacha, Fische, 92.

[203] OÖLA, Archiv Starhemberg (Diverse Herrschaften), SCH 126, Herrschaft Eferding, Gerichtsprotokolle 1570–1618, 1594.

[204] Es gehörten ja nur die Wassergrabenparzellen der Herrschaft. Siehe Kapitel 1.2.

[205] In Zwettl (Gem. Urfahr-Umgebung) wurde der herrschaftliche Fischkalter von der Großen Rodl gespeist. Die Zuleitungsröhre führte dafür über die Spitalswiese. Vgl. Burg.

Angaben vor – versorgte dieses Gerinne zuallererst den Kalter der hiesigen Herrschaft. Denkt man dabei an das zu überwindende Gefälle von einigen Metern und daran, dass das Wasser sich hier noch in unverbrauchtem Zustand befand, kam diesem Becken sicherlich das sauerstoffreichste Wasser zugute.

In der Folge wurde nun ein Fischbehälter nach dem anderen mit dem aus dem vorhergehenden Kalter abfließenden Wasser versorgt.[206] Der in der *außgeporthn Rehren oder Rünen* gefasste *Wasserstrall* durfte dabei den Querschnitt von *zween Zwerchfinger*[207] nicht überschreiten. Mit Hilfe dieser Angabe könnte die Größe der Bassins bei einer Bestückung mit Karpfen circa 2 m Länge, 1 m Breite und 70 cm Tiefe[208] betragen haben. Aufgrund der Wasserführung, aber auch der Lokalisierung des letzten Kalters in der Reihenfolge nahe am *Graben* wird man die gesamte Einrichtung wohl als eine stufenförmig angelegte Kette von in die Böschung gebauten Fischbassins annehmen dürfen.

Konkrete Hinweise gibt es sowohl auf das Baumaterial als auch auf ein Baudetail der Becken. Bestimmte Ausbesserungsarbeiten am herrschaftlichen Fischbehälter lassen nämlich den Schluss zu, dass die Beckenwände und böden offenbar aus Holz bestanden, was überdies den Kaltern des Stiftes Wilhering[209] und dem Linzer Landhauskalter[210] zu jener Zeit entspricht.[211] Im Erbbrief für den Eferdinger Bürger *Thoman Schmidtmair* ist zudem mit der Erwähnung von *Vischbehalter vnd wasser Rünnen, welches beede vnder ainen Tach ist*,[212] eine zumindest teilweise Überdachung der Hälterungsanlage erkennbar.

Bis in die 1660er-Jahre sank die Anzahl der Fischkalter auf drei bis vier Exemplare. An dafür verantwortlichen Faktoren wären neben dem Entzug der Fischnutzung an den Stadtgewässern – wofür auch die nun andere personelle Zusammensetzung der Kalterbesitzer

---

206 „…, werden diese Behalter und Einsätze etliche nacheinander also gemacht, daß das Wasser von einem in den anderen fliese, und man sie gleichwol alle gar ablassen kann." Hohberg 559.

207 OÖLA, Archiv Starhemberg (Diverse Herrschaften), SCH 126, Herrschaft Eferding, Gerichtsprotokolle 1570–1618, 1594.

208 Vielen Dank an Herrn Regierungsrat Hans Harrer (Wilhering, Gnamlweg 4) für die Berechnung der Kaltermaße.

209 Jungwirth, Wilhering, 170.

210 Wacha, Fische, 66.

211 *November … den 19 dito haben Sechs Robolter vischer den visch kalter außgerämbt, vnnd mit stro vnnd mist verdöckht vnnd verschopt, yedem geben fünf laibl* … OÖLA, Archiv Starhemberg (Schaunberg-Musealverein), Bd. 49, Herrschaft Eferding, Robotregister 1678–1679.

212 OÖLA, Archiv Starhemberg (Diverse Herrschaften), SCH 126, Herrschaft Eferding, Gerichtsprotokolle 1570–1618, 1594.

213 „In der Reformationszeit sind die vornehmsten Bürger emigriert, haben *das gelt mit sich ausser landts gebracht, volglich auch das gwerb von der statt khommen.*" (ca. 1660). Wutzel 130.

214 *… vnd zwar auch dazumallen, da noch der maiste pach von der Schleifmül bei denen flaischpankhen in eremelte Gräben gelaittet, vnd vmb die völlige Statt die Teucht vnterhalten worden* … OÖLA, Archiv Starhemberg (Schaunberg-Musealverein) SCH 84, Eferding, Akten 1513–1850, 18. Oktober 1696.

215 *Georg Stainpeckh, Cornet, vom Vischbehalter, Diennst 2x, Steuer 16x.* OÖLA, Archiv Starhemberg (Urbare und Grundbücher), Hs. 34, Herrschaft Eferding, Urbar 1666.

216 Pfarrarchiv Eferding, Taufbuch 1681.

217 Wacha, Zur Geschichte, 432 ff.

218 Scheiber 100.

219 Vgl. Wacha, Zur Geschichte, 438.

220 Ebenda.

221 Stadtarchiv Eferding, SCH K136–140, Stadtkammer-Rechnung 1689 und SCH K141–145, Stadtkammer-Rechnung 1699.

222 OÖLA, Archiv Starhemberg (Schaunberg-Musealverein), Bd. 87, Untertanen Dokumente 1547–1708, 1708.

spricht – und der Emigration der wohlhabenden Bevölkerungsschicht[213] auch Änderungen am Wassersystem vorstellbar.

1696 gemachten Aussagen zufolge[214] dürfte man frühestens ab den 30er-Jahren des 17. Jahrhunderts – bis dahin liegen für die Kalter beim „Schmied Tor" Nachweise über Steuer- und Dienstzahlungen vor – den Grabenzulauf bei den Fleischbänken aufgegeben und den Stadtgraben anderweitig oder auch nur mehr partiell geflutet haben. Damit war nun hier an der betreffenden Stelle keine Möglichkeit mehr zu einer Fischhälterung gegeben.

Wie schon angedeutet, lassen sich bei der verbliebenen Kalteranlage vor der „Schleifmühle" überdies ab dem letzten Drittel des 17. Jahrhunderts – mit der einzigen Ausnahme des zwischen 1660 und 1670 noch angeführten, in Eferding lebenden Offiziers *Georg Stainpeckh*[215] – nur mehr Wirte als Kalterbesitzer feststellen. Die Hälterung von Fischen scheint ab nun ausschließlich beruflichen Zwecken gedient zu haben. Dazu zählte neben der Verarbeitung der Fische im Gastgewerbe auch der Handel mit ihnen. *Martin Ketel, bürgerl. Würth und Karpfenhandler*,[216] ist der erste Eferdinger, der 1681 als Betreiber dieses Gewerbes, dem in Linz, Wels, Steyr und Freistadt um diese Zeit jeweils zwei bis drei Personen nachgingen,[217] genannt werden kann. „Der wirtschaftliche Aufschwung", der am Ende des 17. Jahrhunderts einsetzte, „mag Anlaß gewesen sein, daß nach Zeiten des Rückschlages mit steigendem Wohlstande der Bedarf nach Edelfischen sich wieder stärker fühlbar machte".[218]

Große Bedeutung hatten dabei die Karpfenfuhren aus Böhmen, deren eine Route über Freistadt nach Linz und von da aus weiter in den Süden Oberösterreichs oder bis ins Salzburgische[219] führte. „Gelegentlich erfährt man auch von Transporten über Linz in andere Orte, so laut Kalterrechnung von 1695 nach Eferding".[220] Dass hier der Adressat der in den anderen Quellen übrigens als *Martin Khöttl*[221] geführte Fischhändler war, ist wahrscheinlich. Wie er war auch der damalige Hofwirt *Mathias Querer* Besitzer eines *Fischbehalters negst der Schleifmühl*.[222] Bei Letzterem wird der Bedarf an Fischen vermutlich auch der Grund dafür gewesen sein, dass er im Jahr 1689 ein Fischwasser am Innbach erwarb.[223]

3. Ausblick

Nachdem man die fortwährende Beschickung des gesamten Wassergrabens, die wie berichtet mittels des bei den Fleischbänken am „Peuerbacher Tor" eingeleiteten Gerinnes erfolgt war, eingestellt hatte, dürfte es relativ rasch zu Veränderungen am Erscheinungsbild des Stadtgrabens gekommen sein. Die fehlende kontinuierliche Frischwasserzufuhr scheint zumindest als Erklärung dafür gelten zu können, dass sich um das Jahr 1643 *das Wasser beim rotten Thurn hinumb verlohren* hatte *vnd selbiges Orth* – südöstlich des Schiferstifts – *nunmehr auch Waßen vnd Graß*[224] trug. Darf man daraus auch noch nicht auf eine den gesamten Grabenbereich betreffende Situation schließen – immerhin sprechen ein um 1627 neu errichtetes Wehr,[225] durch wel-

[223] OÖLA, Archiv Starhemberg (Diverse Herrschaften), SCH 127, Gerichtsprotokolle, 11. Oktober 1689.

[224] OÖLA, Archiv Starhemberg (Schaunberg-Musealverein), SCH 84, Eferding 1513–1850, 18. Mai 1643.

[225] Siehe Seite 7.

ches *das Wasser in den Stattgraben getriben*[226] werden sollte, sowie auch noch drei Jahrzehnte später dokumentierte fischereiliche Ambitionen am Graben für zumindest partielle Flutungen , so zeichnet sich hier doch schon der Beginn eines unaufhaltsamen Verfalls des ehemaligen Grabensystems ab.

Deutlicher zeigt sich diese Situation dann bereits 1686. Dem Jahresabschluss der Herrschaft Eferding kann man entnehmen, dass in diesem Jahr *die Heußler von denen Stattgräben*[227] 20 Gulden 4 Schilling Pachtgeld zu erlegen gehabt hatten. Da aus den Jahren zwischen 1796 und 1807 ebenfalls Belege für eine Verpachtung von nun ausdrücklich als „Wiesengründen"[228] deklarierten Grabenabschnitten vorliegen, wird man in der Nutzung besagter Grabenteile um 1686 ebenfalls schon eine Verwendung als Grünland annehmen dürfen. Da die Pachtwiesen wegen des um diese Zeit noch aktuellen Besitzverhältnisses nur in der ehemals mit Wasser flutbaren Grabensenke liegen konnten, muss es daher bereits gegen Ende des 17. Jahrhunderts zu einer mehr oder minder fortgeschrittenen Austrocknung von Grabenarealen gekommen sein. Dafür spricht auch der Wunsch der Stadt Eferding nach einem erst 1808 vorgenommenen Grundstückstausch schon im Jahr 1698.[229]

Der durch die Weiterentwicklung der Kriegstechnik bedingte allgemeine Verlust der fortifikatorischen Bedeutung von Stadtgräben während des 18. Jahrhunderts,[230] der sich vielerorts an einer durch mangelnde Flutung verursachten zunehmenden Austrocknung beziehungsweise Versumpfung dieser Bereiche zeigte, ist auch in Eferding in zunehmendem Maße verfolgbar. Während die in der Nähe des Auslaufs befindlichen und vermutlich ein tieferes Sohlenniveau besitzenden Grabenteile im „Mittergraben" um 1785 wenigstens noch als moorige Wassergräben beschrieben wurden,[231] fehlen Angaben zu Wasserflächen oder Feuchtstellen im westlich und südlich des Stadtkerns verlaufenden „Oberen" und „Unteren Graben" um diese Zeit schon vollkommen.

1808 kam es dann zum schon im Jahr 1698 in Erwägung gezogenen Tausch von Grabengrundstücken zwischen der Herrschaft und der Stadt Eferding. Einer bislang horizontalen Segmentierung des Grabens in die städtischen Böschungsteile und die herrschaftliche Grabensenke folgte nun, da *das Wasser*

---

226 OÖLA, Archiv Starhemberg (Diverse Herrschaften), SCH 94, III/9, 1627–1634, Herr Pfarrer zu Eferding contra die Herrschaft.

227 OÖLA, Archiv Starhemberg (Schaunberg-Musealverein), Hs. Nr. 6, Herrschaftsraitung Eferding 1686.

228 OÖLA, Archiv Starhemberg (Diverse Herrschaften), SCH 109, Herrschaft Eferding 1785–1829, In Bestand verlassene Äcker und Wiesengründe 1796–1807.

229 In der Folge eines solchen Tauschs wäre damals seitens der Stadt daran gedacht gewesen, bestimmte Grabenabschnitte, die nun sowohl Böschungen als auch Sohle umfasst hätten, interessierten Bürgern zur Nutzung zu überlassen. Gleichzeitig hätte man gehofft, an diese damit auch gewisse Erhaltungsmaßnahmen an den Stadtmauern abgeben zu können. … *damit wüer sodann diese Gräben vnd vorige daselbst vnns zuegehörige seithen Öhrter denen Heusern an der Statt repartiern vnnd selbige dargegen die Eindeckung der Mauern, soweith vnd solang sie solche Öhrter genüessen […] bestreiten mechten.* OÖLA, Archiv Starhemberg (Diverse Herrschaften), SCH 93, Eferding Stadt 1590–1698, 1698.

230 Vgl. Hofer 23.

231 *Stadtgraben in der Tiefe, ein bloßer moriger Wassergraben. […] Stadtgraben in der Tiefe […] ein bloßer Wassermoosgraben* etc. OÖLA, Josephinisches Lagebuch, KG Eferding.

im Graben bald mehr bald minder sich zeiget[232] und es deswegen zu Grenzstreitigkeiten gekommen war,[233] eine vertikale und damit klare Aufteilung. Diese sah vor, *dass der Herrschaft Eferding von der Schlossgarten Mauer an gegen die Stadt in gerader Linie*[234] *der gesambte Theil bis zum Zaun des Pfarrhofs,*[235] *ungerückt als ihr Eigenthum, der Stadt Eferding aber der übrige, vorhin von der Herrschaft genossene Terrain für immer zufallen […] solle.*[236]

Bald nach Abschluss dieses Vertrags „wurde der an die Stadtgemeinde überlassene Teil des Stadtgrabens parzellenweise an die Besitzer der anstoßenden Häuser"[237] – im „Pfarrergraben" an die Stadtpfarre[238] – verkauft und im Anschluss daran schritt- und stückweise in unterschiedlichem Ausmaß verfüllt.[239] Die verbleibenden, mit stehendem Wasser gefüllten und *den odiosesten Geruch verbreitende[n]*[240] Grabenreste gerieten den Stadtbewohnern hingegen mehr und mehr zum Ärgernis. Zur Entwässerung des *aus dem ehemaligen Stadtgraben stammenden*[241] „Ludlteichs"[242] im Südosten der Stadt und zur *Reinigung des Mittergrabens von dem aus Kanälen ausmündenden Unrath*[243] schuf man schließlich von 1874 bis 1875 mit einem Durchstich- und Abzugskanal, der einen Teil des Dachsbergerbachs über ein ehemals als *Altabach*[244] bezeichnetes Altwasser mit dem Innbach verband, das heute „Mittergrabenbach" genannte Gewässer.

Da der Stadtbach im Gegensatz zum Stadtgraben einen großen Teil seiner Aufgaben bis weit ins 20. Jahrhundert zu erfüllen hatte – sein Lauf führt auch gegenwärtig noch um Eferding , konnte die an ihm gelegene Fischhälterungsanlage bei der „Schleifmühle" noch längere Zeit aufrechterhalten bleiben. Vier der Aufbewahrung von Fischen dienende Behälter, von denen einer der Herrschaft, die anderen drei Eferdinger Wirten gehörten, registrierte das Theresianische Gültbuch um 1750. Zusätzlich zu jenem Becken,[245] das dabei als *viele Jahre schon öedt*[246] vermerkt wurde, dürfte auch der Herrschaftskalter in den darauffolgenden Jahrzehnten abgekommen sein. Zu Ende des 18. Jahrhunderts sind jedenfalls nur mehr der „Hofwirt"[247]sowie der

---

232 OÖLA, Archiv Starhemberg (Urkundensammlung), Urkunde 6898, 25. November 1808.

233 Kopal 138.

234 Ca. von der nördlichen Längsseite der heutigen Fadingerstraße an.

235 Im nördlichen „Mittergraben" trennte ein bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts bestehender Zaun den Herrschaftsgraben vom Pfarrgraben. … *wie ich am 18. May 1847 nach Efferding kam, so ward dort von der Eisgrub oder Glashaus Mauer bis hinab ein Planken Zaun* … Pfarrarchiv Eferding, SCH 74, Vermögensverwaltung, 21. März 1889.

236 OÖLA, Archiv Starhemberg (Urkundensammlung), Urkunde 6898, 25. November 1808.

237 Kopal 139.

238 … *und sein Vorgänger, der Hochwürdige Herr Stadt Pfarrer Leuthäuser* [1829–1835], *der hat den Teich von der Stadt Gemeinde gekauft* … Pfarrarchiv Eferding, SCH 74, Vermögensverwaltung, 21. März 1889.

239 … *und der verstorbene Dechant* [Josef Hoflehner 1835–1875] *hat den Teich ausschütten lassen, das hat viel gekostet und ich habe einplaniert und viel darbey geschunden* … Ebenda.

240 OÖLA, Schifersches Erbstift, Bd. 4, 15. Juni 1869.

241 Ebenda.

242 Eigentlich der ebenfalls zum ehemaligen Stadtgrabensystem gehörende Überlaufteich.

243 Ebenda.

244 Ebenda, 29. Dezember 1874. In folgender Quelle ebenfalls genannt: … *nach dem Wassergraben, die Alta genannt, mit dem oberen Orth an Mathiaßen Huebmer an der Laystatt wißn gelegen* … OÖLA, Archiv Starhemberg (Urbare und Grundbücher), Hs. 34, Urbar 1666.

245 Es gehörte dem *Simon Stadler, burgerl. Gastgeb im Thall* (heute Schiferplatz 20).

246 OÖLA, Theresianisches Gültbuch, Hs. 17.

247 OÖLA, Altes Grundbuch, Grundbuch Eferding, Hs. 68, f 37.

Regulierungsplan für den „Mittergraben", 1874. *Bezirkshauptmannschaft Eferding, Wasserbuch*

Postmeister,[248] der ebenfalls eine Gastwirtschaft führte, als Besitzer von Fischbassins fassbar. Bloß um eine Abschrift dieser grundbücherlichen Eintragungen dürfte es sich bei der Aufnahme der beiden Kalter und ihrer Eigentümer in den im Jahr 1891 angelegten Fischereikataster[249] gehandelt haben, weilten doch die dabei angegebenen Besitzer schon seit Jahrzehnten nicht mehr unter den Lebenden.

Da der Dachsbergerbach zu Ende des 19. Jahrhunderts nicht in die damals aktuelle Revierbildung einbezogen wurde, stammen schriftliche Nachweise, die auch einen Fischfang an diesem Gewässer belegen, erst wieder aus dem Jahr 1948.[250] Sie bezeugen zumindest ab diesem Zeitpunkt eine nur mehr in der Freizeitfischerei angesiedelte fischereiliche Tätigkeit an diesem Bach. Dass das Fischereirecht auf der innerhalb der Eferdinger Gemeindegrenzen liegenden Strecke des Dachsbergerbachs im Jahr 1989 der Stadtgemeinde Eferding zugewiesen wurde,[251] wäre von dem eingangs dieser Arbeit erwähnten Rat der Stadt Eferding wohl mit großer Befriedigung zur Kenntnis genommen worden.

248 OÖLA, Altes Grundbuch, Grundbuch Eferding, Hs. 69, f 25.
249 Fischwässer 48.
250 Bezirkshauptmannschaft Eferding, Wasserbuch, Postzahl 276, 1948.
251 Bezirkshauptmannschaft Eferding, Fischereibuch, 17/22* 20/60 3 Aschach.

Stadtgewässer Eferding 16./17. Jahrhundert (Rekonstruktion)
Kartengrundlage: Franziszeischer Kataster KG Eferding 1825

Literaturverzeichnis

Adelung, Johann Chr.: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, Band AE (Wien 1811).

Amacher, Urs: Zürcher Fischerei im Spätmittelalter (Zürich 1996).

Bond, C. James: Monastic Fisheries, in: Fish, Fisheries and Fishponds in England. British Archaeological Reports 182 (Oxford 1988) 69–113.

Burg, Heinz: Manuskript über Losenstein und Zwettl, unpaginiert.

Cahn, Ernst: Das Recht der Binnenfischerei im deutschen Kulturgebiet von den Anfängen bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts (Frankfurt a. Main 1956).

Chambers, R. A.: The excavation of fishponds, in: Fish, Fisheries and Fishponds in England. British Archaeological Reports 182 (Oxford 1988) 113–137.

Commenda, Ludwig: Aschach, Eferding, Waizenkirchen und Umgebung (Linz 1905).

Ericsson, Ingolf: Stadtbefestigungen des Mittelalters in Skandinavien, in: Die Befestigung der mittelalterlichen Stadt (Köln u. a. 1997) 211–219.

Fischwässer und Fischereirechte, Beilage ad Nr. 32 zum stenographischen Landtags-Sitzungs-Protokolle 1891.

Forster, Roland: Das mittelalterliche und frühneuzeitliche Bürgerhaus in Oberösterreich. Eine bautypologische und bauhistorische Untersuchung am Beispiel der Stadt Eferding. Dissertation an der Technischen Universität Wien (2004).

Grienberger, Karl: Das landesfürstliche Baron Schifer'sche Erbstift oder Das Spital in Eferding. Eine geschichtliche Darstellung dieser Humanitäts-Anstalt (Linz 1897).

Häberle, Simone/Martigrädel, Elisabeth: Die Teichwirtschaft vom Mittelalter bis in die Frühe Neuzeit, in: Fisch und Fischer aus zwei Jahrtausenden (Augst 2006) 149–161.

Heilingsetzer, Georg: Eferding, in: Eferding, Österreichischer Städteatlas 5/2 (Wien 1997) unpaginiert.

Hofer, Nikolaus: Mittelalterliche Stadtbefestigungen in Niederösterreich, in: Archäologie Österreichs 11/2 (Wien 2000) 524.

Hohberg, Wolf Helmhart von: Georgica Curiosa (Nürnberg 1682).

Holter, Kurt: Die Welser Stadtmauer, in: 24. Jahrbuch des Musealvereines Wels (Wels 1982/83) 39–65.

Hüster-Plogmann, Heide: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, in: Fisch und Fischer aus zwei Jahrtausenden (Augst 2006) 187–203.

Hüster-Plogmann, Heide: Synthese, in: Fisch und Fischer aus zwei Jahrtausenden (Augst 2006) 213–223.

Jungwirth, Regine: Erwerbsfischerei an Donau und Nebenflüssen im Raum Eferding (Eferding 2001).

Jungwirth, Regine: Fischereigeschichte des Stiftes Wilhering (Eferding 2007).

Kalliauer, Günter: Die „Nas'n" – Vorkommen in Traun und Mühlbach, Manuskript 25. Juni 2009.

Kopal, Wenzel: Geschichte der Stadt Eferding, in: Jahrbuch des OÖ. Musealvereins – Gesellschaft für Landeskunde 34 (Linz 1876) 1–162.

Lebenselixier Wasser. Am Beispiel der Wasserwirtschaft in Lilienfeld (Wien 2000).

Lexikon des Mittelalters, Band 8 (München 1997).

Maidhof, Adam: Die Passauer Urbare, I. Band, Die Urbare des Hochstifts im 13. und 14. Jahrhundert (Passau 1933).

Pölzl, Franz: Die Fischzucht (Stuttgart 1921).

Promintzer, Werner: Das Elektrizitätswerk Auhof, in: Eferdinger Land (Eferding 1985) 305–308.

Risy, Ronald: Die mittelalterliche Stadtmauer von St. Pölten, in: Sant Ypolten, Stift und Stadt im Mittelalter (St. Pölten 2009), 139–145.

Scheiber, Arthur M.: Zur Geschichte der Fischerei in Oberösterreich, insbesondere der Traunfischerei (Linz 1930).

Schmeller, Johann A.: Bayerisches Wörterbuch (München 1996).

Urkundenbuch des Landes ob der Enns, Bd. 10 (Linz 1933–1939).

Vogl, Franz: Das „Thorwärtlhaus beim Schaunbergerthor" in Eferding, in: Eferdinger Heimatkunde (Wels 1911) 13–19.

Vorderbad Braunau, Museumsführer (Braunau o. J.) unpaginiert.

Wacha, Georg: Fische und Fischhandel im alten Linz, in: Naturkundliches Jahrbuch der Stadt Linz (1956) 61–117.

Wacha, Georg: Zur Geschichte des Fischhandels in Oberösterreich, in: Mitteilungen des Oberösterreichischen Landesarchivs (1964) 417–442.

Wagner, Hans: Heimatgeschichte um einen Fisch, in: Carinthia I (Klagenfurt 1947) 97–102.

Wutzel, Otto: Die Rechtsquellen der Stadt Eferding (Graz u. a. 1954).

Indizien für historischen Weinbau in der Landschaft – Terrassierungen mit Trockensteinmauern

Von Stefan Reifeltshammer

Bekanntlich wurde in Oberösterreich über 1200 Jahre Weinbau betrieben (WERNECK, 1950; KOHL, 1972; WEBER 1999; DANNINGER, 2000, 2001; SANDGRUBER, 2009; REIFELTSHAMMER, 2011). Während Indizien für den historischen Weinbau in Form von Flurnamen, im historischen Kartenmaterial und in den Abbildungen historischer Landschaften häufig vorkommen, finden sich in der gegenwärtigen Landschaft kaum eindeutige Spuren, welche auf den Weinbau hinweisen. So sind Indizien für den Weinbau, wie die Terrassierung von Hängen, in Oberösterreich selten vorzufinden. Einerseits mag der Grund dafür sein, dass infolge von Nachnutzungen mit anderen Kulturen die Terrassen zerstört oder abgetragen wurden, andererseits waren an vielen der weinbaulich genutzten Stellen aufgrund der geomorphologischen Voraussetzungen Veränderungen des Geländes nicht notwendig. Vielerorts lassen Böschungen oder Erdterrassen eine Herstellung in Verbindung mit Weinbau denkbar erscheinen, doch sind diese Spuren als Beleg kaum brauchbar, da diese Oberflächenformen auch durch andere Nutzungen, wie etwa Ackerung, entstehen.

In den Hangwäldern des Donautals befinden sich jedoch Terrassierungen mit Trockensteinmauern unterschiedlichen Erhaltungszustands, deren Errichtung aus mehrerlei Gründen mit Weinbau in Verbindung gebracht werden kann. Die Donau durchschneidet von Passau bis Schlögen entlang der Donaustörung relativ geradlinig die Böhmische Masse. Ab Schlögen hat der Fluss einen Doppelmäander, die sogenannte Schlögener Schlinge, ins Kristallin gegraben und fließt dann leicht pendelnd nach Südosten. Bei Aschach tritt die Donau wieder aus der Böhmischen Masse aus. Durch die erodierende Kraft der Donau entstanden im genannten Flussabschnitt tief eingeschnittene Durchbruchstäler.

Die aufgenommenen und im Folgenden beschriebenen Trockensteinmauern und Terrassierungen befinden sich unmittelbar flussabwärts der Schlögener Schlinge am Mühlviertler Donauufer im Gemeindegebiet von Niederkappel. Das Donautal ist hier sehr eng. Während am Fuß des Gleithangs am südlichen Ufer auf den Anlandungen der Austufe die kleine Ortschaft Inzell liegt, steigen am nördlichen Prallhang die Wälder unmittelbar vom Ufer auf. Die steilen und ausschließlich bewaldeten Abhänge weisen hier Höhenunterschiede zwischen 200 und 300 Metern auf. In den Hangwald liegen Felsburgen und Blockhalden eingestreut.

Die Trockensteinmauern sind nur über einen Fußweg vom Steinbruch Grafenau aus erreichbar und liegen etwa auf einer Länge von 500 Metern in den unteren Bereichen des Hangwaldes. Der Erhaltungszustand der Mauern ist unterschiedlich gut, was einerseits durch

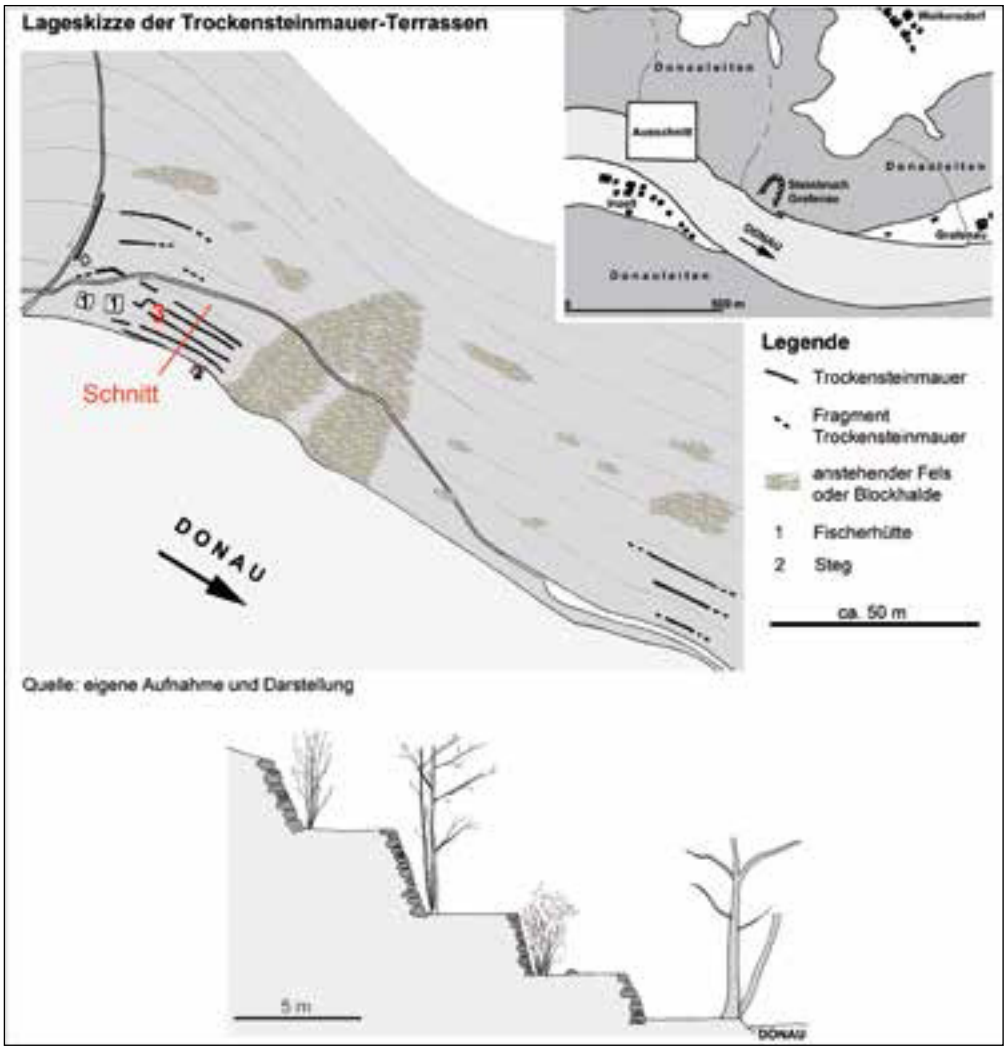


Abb. 1: Lageskizze des Schluchtwaldes am Ausgang der Schlögener Schlinge (Kartengrundlage: www.doris.eu) und Schnitt durch die besterhaltene Terrassierung (Reifeltshammer 2007).

unterschiedliche Bauweisen, andererseits durch unterschiedliche Kontinuitäten in der Pflege begründet liegt. Die am besten erhaltenen Trockensteinmauern befinden sich in unmittelbarer Nähe zu einer größeren Fischerhütte. Die Terrassen wurden hier wahrscheinlich noch sehr lange in die Nutzung miteinbezogen. Abgesehen von der Fischerhütte befinden sich in diesem Uferabschnitt keine weiteren Häuser. Die Urmappe von 1830 weist hingegen für diese Stelle neben dem Flurnamen *„Gashäusln"* auch noch sechs am Ufer etwa im 50 Meter Abstand zueinander stehende Häuser aus. Die Parzellen mit den Terrassen

wurden einerseits als Gärten genutzt, andererseits wurden sie bewaldet dargestellt, was darauf hindeutet, dass die Nutzungsform, welche eine Terrassierung erforderte, schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts nicht mehr aktuell war. Reste der Bebauung sind heute kaum mehr auffindbar, da die Standorte der Häuser zum Teil durch den Kraftwerksbau bei Aschach (1959–1964) im ca. 40 Kilometer langen Rückstau der Donau überflutet wurden. Die Trockensteinmauern, welche die hinter den Häusern liegenden Hänge terrassierten, blieben erhalten.

Aufnahme und typologische Einschätzung der Trockensteinmauern

Die Terrassen wurden in einer Lageskizze für den Bereich zwischen dem Steinbruch Grafenau und dem Bach, der bei einer Fischerhütte in die Donau mündet, verortet. Die Skizze zeigt nur einen Ausschnitt der vorhandenen Mauern und Mauerfragmente und erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Um die Mauern typologisch einordnen und mit Beispielen anderer Weinbauregionen nach Ähnlichkeiten oder Unterschieden vergleichen zu können, wurden Aufnahmen von den vorhandenen Beispielen gemacht. Mittels grafischer Aufnahme von möglichst homogenen Mauerabschnitten konnten die Merkmale der einzelnen Beispiele qualitativ abgebildet werden. Die Aufnahme von Merkmalen ist Voraussetzung für den darauf folgenden Vergleich der Beispiele untereinander und mit anderen Fällen. Bei der Merkmalsfindung und Benennung wurde in erster Linie auf die Arbeit *„Stein auf Stein muss die Mauer fertig sein"* von FREUND (1999) und weiters auf Seminarberichte zu *„Projektübungen zur Terrassenlandschaft in der Wachau"* zurückgegriffen (ROTH, 2004, 2004a, 2005). Das Beispiel Wachau wurde deshalb ausgewählt, weil hier seit Jahrhunderten Weinbau betrieben wird und die Weingärten dort aufgrund gleicher Grundherrschaften zumindest eine Zeit lang im wirtschaftlichen Zusammenhang mit oberösterreichischen Weingärten standen.

Die wesentlichsten aufgenommenen Merkmale sind dabei das verwendete Material, die Steingrößen und -formen, ihre Verteilung in der Mauer, die vorkommenden Fugenarten (Kreuzfugen und Lagerfugen) sowie die Größe der Fugen. Weitere Merkmale sind die Beschaffenheit der Steine, wobei *„das Augenmerk auf die Steinkanten gerichtet ist"* (FREUND, 1999, 58), sowie Bearbeitungsspuren an den Steinen. Auch der Anlauf der Mauern stellt ein Aufnahmemerkmal dar. Die qualitative Aufnahme und Beschreibung der Beispiele macht den Vergleich mit vorgeleisteten Aufnahmen und Typologien anderer Orte möglich (FREUND, 1999; ROTH, 2004, 2004a, 2005). Weiters geben Beschreibung und Interpretation der genannten Merkmale Rückschluss auf die handwerklichen Prinzipien bei der Herstellung der Mauern und auf den konkreten Produktionshintergrund beim Bau der Mauer (FREUND, 1999, 51). Bei den Trockensteinmauern im vorliegenden Fall konnten ausschließlich Beispiele der Mauerngesellschaft Gebrauchsmauern vorgefunden werden.

Mauer mit unterbrochenen Lagerfugen und ausfallenden Zwickelsteinen

Die Aufnahmefläche dieser Trockensteinmauer befindet sich in einem Terrassenverband aus vier gut erhaltenen Mauern und einigen Mauerfragmenten am Rand der zweiten Mauer von oben (Abb. 1: Schnitt). Das Aufnahmebeispiel befindet sich am westlichen Ende der Mauer, wobei diese ursprünglich weiter in westliche Richtung verlaufen sein dürfte. Die Vermutung liegt nahe, dass die Mauer an dieser Stelle durchgebrochen wurde, wie sich auch aus der Lageskizze (Nr. 3) erahnen lässt. Am anderen Ende verläuft die Trockensteinmauer im Hang.

Die Ansicht der gesamten Mauer variiert in der Länge, zum Teil auch in der Höhe, wobei die Aufnahme einen möglichst homogenen Abschnitt der Mauer abbildet. Als Baumaterial für die etwa zwei Meter hohe Mauer mit einem Anlauf von mehr als 10 Prozent wurde lokal verfügbarer Perlgneis verwendet. Die Steine wurden wahrscheinlich von den nahe gelegenen Blockhalden herbei transportiert. Die Mauer besteht aus Steinen gemischter Größe, deren Beschaffenheit sowohl rau als auch glatt ist, wobei keine Bearbeitungsspuren ersichtlich sind. Das Material wurde trocken verbaut, das heißt ohne Verwendung von Bindemitteln. Die Steinlagen weisen keine Kreuzfugen auf, dagegen sind Lagerfugen unterschiedlicher Größe deutlich erkennbar, die jedoch häufig durch den Einbau größerer Steine

Abb. 2: Mauer mit unterbrochenen Lagerfugen (Reifeltshammer, 2007)

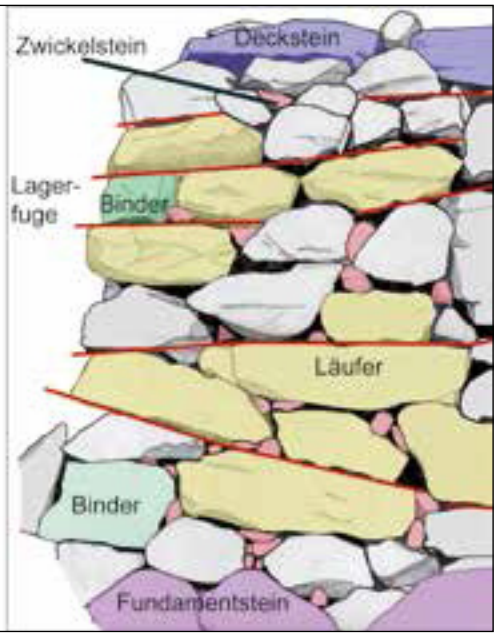


Abb. 3: Stein- und Fugentypen der Mauer (Reifeltshammer, 2007)

unterbrochen sind. Größere Fugen und Spalten wurden mit Zwickelsteinen gefüllt, von denen jedoch viele im Laufe der Zeit ausgebrochen sein dürften. Im Vergleich mit der Typisierung von Trockensteinmauern bei FREUND (1999), lässt sich das beschriebene Beispiel dem Typ *„Mauer mit häufig unterbrochenen Lagerfugen"* der Gebrauchsmauern zuordnen (ebenda, 60).

Die variierende Ansicht in der Höhe der Mauer tritt besonders durch die unterschiedliche Größe der Lagerfugen und der Verteilung der Zwickelsteine in Erscheinung. Während in der unteren Hälfte der Mauer die Fugen durch die Lagerung der Steine sehr eng sind (<2 cm) und die größeren Spalten mit Zwickelsteinen verfüllt wurden, weisen die Lagerfugen im oberen Teil der Mauer viel breitere Abstände auf und auch Zwickelsteine sind nur sporadisch vorhanden. Dieser markante Merkmalsunterschied lässt auf eine Aufstockung oder auf eine Erneuerung durch Reparatur der Mauer ab halber Höhe schließen.

In der Verarbeitung der Mauer spiegeln sich auch unterschiedliche handwerkliche Fähigkeiten wider, mit denen die Mauer errichtet bzw. ausgebessert wurde. Der ältere Teil der Mauer an der Basis zeigt eine gewissenhaftere Auswahl der Steine und einen besseren Einbau. Das Fehlen der Zwickelsteine im oberen Mauerbereich ist einerseits ein Indiz für den weniger sorgsamen Einbau, da die Steine bereits aus der Mauer gefallen sind oder erst gar nicht eingebaut wurden. Andererseits ist dies unter Annahme des ersten Falles auch ein Indiz für das hohe Alter der Mauer und die schon über längere Zeit unterlassene Pflege. *„Im Laufe der Zeit kann dies* (Anm.: die schlechte Lagerung der Steine) *in Verbindung mit einer zu geringen Einbindtiefe der Steine, zu einem Herauslösen einzelner Steine aus dem Verband führen …"* (FREUND, 1999, 60). In diesem Bereich sind teilweise Erdfugen vorhanden, wobei diese erst sekundär durch Verfüllung und Einschlämmung mit Erdmaterial entstanden sind.

Variante mit eingebauter Blockstufe

Der Mauertyp mit häufig unterbrochenen Längsfugen weist im Bereich der Fischerhütten eine Variante mit eingebauten Stufen auf. Die Treppen kommen etwa in der Mitte der zweiten und dritten Mauer von oben vor. Durch den Versatz der Mauer an der Stelle der Treppe konnten im vorderen Mauerteil mittels eingebauter größerer Blöcke Stufen geschaffen werden. An der Wandseite der Treppe wird die Trockensteinmauer weitergeführt. Die beiden vorgefundenen Treppenbeispiele weisen in ihrem Verlauf eine leichte Krümmung auf und bilden so in einem Fall eine konkave, in einem anderen Falle eine konvexe Hintermauerung, wobei bei letzterem Fall der Anlauf der Mauer etwas flacher ist.

Die Stufen haben Höhen zwischen zehn und zwanzig Zentimetern, nur vereinzelt sind sie bis 40 Zentimeter hoch. Die Breite der Treppen liegt bei etwa einem halben Meter. Auch die eingebauten Blöcke weisen keine erkennbaren Bearbeitungsspuren auf. Für die Stufen wurden jedoch Steine mit möglichst scharfen Kanten und ebenen Trittflächen ausgewählt und mit viel handwerklichem Geschick eingebaut. Um den Stufen mehr Stabilität zu verleihen, wurden Zwischenräume unter den Blö-

Abb. 4: In die Trockensteinmauer integrierte Blockstufen (Reifeltshammer, 2007).

cken sorgfältig mit Zwickelsteinen ausgefüllt. Der Erhaltungszustand der Treppen ist erstaunlich gut, wobei die Stufen auch heute noch hohe Trittfestigkeit und Stabilität aufweisen. Die Stufen dienten einer Platz sparenden Erschließung der terrassierten Flächen.

Mauer mit wildem Gefüge

Das Beispiel dieser Aufnahme befindet sich an einer Trockensteinmauer oberhalb der Fischerhütten. Die Mauer ist im Bereich der Aufnahmefläche etwa drei Meter hoch. Als Baumaterial fand lokal verfügbarer Perlgneis Verwendung. Die Steingröße ist gemischt, wobei der Anteil der kleineren Steine überwiegt. Das Material besteht aus rauen, unbearbeiteten und sehr unregelmäßigen Steinen, wobei diese auch gegen Lager eingebaut wurden. Das Baumaterial eignet sich aufgrund seiner Beschaffenheit weniger gut zum Mauerbau, sodass der Einbau der Steine etliche größere Kreuz- und Stoßfugen aufweist. Die Spalten zwischen den Steinen wurden mit Zwickelsteinen verfüllt, die jedoch an vielen Stellen wahrscheinlich auch ausgebrochen sind. Darauf weisen am Fuß der Mauer verstreut liegende Steine hin, deren größere vom Versturz der angrenzenden Mauerteile stammen dürften. Der Anlauf der Mauer ist in diesem Fall kleiner als 10 Prozent. Den Abschluss bilden größere flache Decksteine. Die Ansichtsfläche der verbauten Steine ist überwiegend glatt. In der ge-

Abb. 5: Ausschnitt einer Maueransicht mit wildem Gefüge (Quelle: Reifeltshammer, 2007).

samten Ansicht ist die Aufnahmefläche durch ein „wildes Gefüge" von kleineren Steinen mit unregelmäßig eingebauten größeren Steinen charakterisiert. Längere Lagerfugen können nicht ausgemacht werden.

Der Mauerabschnitt entspricht nach den beschriebenen Merkmalen der Ausbildung *„Mauern mit wildem Gefüge"* der Gesellschaft Gebrauchsmauern (FREUND, 1999, 60). Das Merkmal der gemischten Steingröße bei dieser Aufnahme lässt in Ansätzen einen Übergang zur vorhin beschriebenen Ausbildung erkennen.

Mauerfragmente und -verstürze

Beide Mauerausbildungen kommen auch fragmentarisch vor. Die Bandbreite der Mauerfragmente reicht von beschädigten oder verstürzten Mauern bis hin zu Fragmenten, die nur noch aus wenigen Fundamentsteinen bestehen. Die Verortung der Mauerfragmente hilft bei der Rekonstruktion der Lage der ehemaligen terrassierten Flächen. Dabei zeigt sich jedoch, dass die ehemalig bewirtschaftete Fläche weit über die Bereiche mit den erhalten gebliebenen Trockensteinmauern hinausging.

Kontextualisierung der vorgefundenen Indizien des historischen Weinbaues

Terrassierungen des Geländes stehen immer in Kontext zu einer bestimmten Nutzungsform. Durch die Errichtung von Mauern im steilen Gelände können ebene Flächen gewonnen werden. Vor allem Kulturen mit hohem Anteil an offen liegenden Böden können nur im flacheren Gelände angebaut werden, da ansonsten der Boden abgeschwemmt wird. Die schmalen Streifen ebenen Geländes, welche durch die Terrassen gewonnen wurden, eignen sich jedoch kaum für Ackerbaukulturen. Die Umbruchtätigkeit würde durch die ständige Lockerung des Bodens zuviel Schaden an den Mauern anrichten und zur Instabilität führen. Auch die Erreichbarkeit der Flächen mit Tieren, etwa mit vor den Pflug gespannten Ochsen, spricht gegen eine ackerbauliche Nutzung. Die Bewirtschaftung von Terrassen eignet sich

Abb. 6 (links): Aufnahme eines verstürzten Mauerfragments mit „wildem Gefüge". Abb. 7 (rechts): Terrasse im Hangwald mit erkennbaren Mauerfragmenten (Quelle: Reifeltshammer, 2007).

daher nur für Dauerkulturen wie etwa Wein.

Ein Vergleich der Mauertypologien mit anderen Regionen, in denen heute noch Weinbau auf terrassierten Hängen betrieben wird, lässt Parallelitäten zu den hier vorgefundenen Beispielen erkennen. Beide Mauertypen – Mauer mit unterbrochenen Lagerfugen und ausfallenden Zwickelsteinen sowie Mauer mit wildem Gefüge – können auch in der Wachau vorgefunden werden. Ebenso kommen dort in die Mauer eingebaute Blockstufen in identischer Ausführung wie beim oben dargestellten Beispiel vor. Sie weisen noch heute eine wichtige Funktion bei der Erschließung der Wachauer Weingärten auf. Das Erscheinungsbild der Wachauer Weinterrassen unterscheidet sich jedoch etwas aufgrund des Baumaterials, was durch die Verwendung des lokalen Steinmaterials in beiden Regionen begründet ist. Die Bausteine weisen zum Teil regelmäßigere Formen auf, die auf Bearbeitung und plattigeren Bruch der dort vorkommenden Gneise und Amphibolithe zurückzuführen sind (ROTH, 2004, 2004a, 2005). *„Die unterschiedlichen Erscheinungsbilder der Gebrauchsmauern werden vom verfügbaren Material geprägt"* (FREUND, 1999, 63). Anordnung, Bauweise und Erschließung der Terrassierungen weisen dieselben Merkmale auf, was für historischen Weinbau bei den vorgefundenen Terrassierungen von Niederkappel spricht.

Ein weiterer Hinweis zu dieser Einschätzung findet sich bei GRIMS: *„Noch heute sind die Steinterrassen ehemaliger Weingärten am linken Donauufer gegenüber Inzell unterhalb Schlögen zu erkennen, welche auf ein milderes Klima als jetzt hinweisen"* (GRIMS, 1977, 40). Auch er bemerkt die Ähnlichkeit zu den Weingartenterrassen in der Wachau. Eine Urkunde (URKUNDENBUCH DES LANDES OB DER ENNS, 1862, Bd. 3, 163) des Bischofs von Passau belegt den historischen Weinbau im oberösterreichischen Donautal. Sie berichtet von einem Weingarten auf der anderen Seite der Donau *(vineam trans*

Abb. 8: Weinterrassen in Unterloiben, Wachau. (Quelle: Reifeltshammer, 2006)

Abb. 9: Weinterrassen bei der Schlögener Schlinge, Gemeinde Niederkappel. (Quelle: Reifeltshammer, 2007)

danubium). Die angeführten Lokalitäten konnten jedoch nicht eindeutig auf die noch heute vorhandenen Terrassenrelikte verortet werden, wenngleich die Urkunde in regionalem Kontext[1] steht. Vielleicht findet sich zu einem späteren Zeitpunkt noch ein eindeutigerer schriftlicher Beleg zu den Weinterrassen, die ein einzigartiges Indiz für die historische Weinwirtschaft im Donautal darstellen.

Literatur

DANNINGER, W. (2000): Der Weinbau in Oberösterreich. IN: OBERÖSTERREICHISCHE UMWELTAKADEMIE(Hrsg.): Zusammenfassung des Vortrags im Rahmen des oberösterreichischen Obstbautages in St. Florian/Linz. 4.–5. Februar 2000.

DANNINGER, W. (2001): Der Weinbau in Oberösterreich. IN: LANDESKULTURDIREKTION (Hrsg.): Oberösterreichische Heimatblätter, 55. Jg. Heft 3/4. Linz. 173–179.

FREUND, P. (1999): Stein auf Stein fertig muss die Mauer sein. IN: ARBEITSGEMEINSCHAFT FREIRAUM UND VEGETATION (Hrsg.): Notizbuch der Kasseler Schule Nr. 54. Kassel. 46–71.

GRIMS, F. (1977): Das Donautal zwischen Aschach und Passau. Ein Refugium bemerkenswerter Pflanzen in Oberösterreich. IN: Oö. LANDESMUSEUM (Hrsg.): Linzer biologische Beiträge. Linz. 5–80.

KOHL, H.; WERNECK, H.-L. (1972): Karte des historischen Weinbaues in Oberösterreich. IN: OBERÖSTERREICHISCHER MUSEALVEREIN (HRSG.): Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereins, Band 87. Linz. 131–145.

OÖUB (Urkundenbuch des Landes ob der Enns) (1862): Band III. VERWALTUNGSAUSSCHUSS DES MUSEUMS FRANCISCO-CAROLINUM (Hrsg.). Wien: k. u. k. Hof- und Staatsdruckerei.

REIFELTSHAMMER, S. (2011): Weinbau in Oberösterreich – Untersuchungen zur historischen Weinwirtschaft und Prognosen zu aktuellen Weinbauinitiativen. Dissertation an der Universität für Bodenkultur Wien.

ROTH, T., et al. (2004): Stein auf Stein. Projektübungen zur Terrassenlandschaft der Wachau. 23.

[1] Indizien dafür sind der weitläufige Besitz des Bistums Passau im Donautal zwischen Passau und Aschach/Donau in Verbindung mit genannten Namen: *„Hademarus de Wesin"* (Wesen/Wesenufer? = ein Ort in der Nähe), *„Wernhardi de Inne"* (Inzell?), sowie der Ausdruck *„Domum in Insula"* (Insula = Insel; Incell: Urb. Tannberg 1397); als Bezeichnung für die von Steilhängen umgebene Anlandung der Donau bei Inzell).

bis 26. Februar 2004. Seminarbericht. Universität für Bodenkultur Wien.

ROTH, T. (2004a): Bausteine der Landschaft. Projektübungen zur Terrassenlandschaft um Spitz an der Donau. 11. bis 14. Oktober 2004. Seminarbericht. Universität für Bodenkultur Wien.

ROTH, T. (2005): Steinreich(e) Bilder der Landschaft. Projektübungen zur Terrassenlandschaft um Unterloiben. 10. bis 13. Oktober 2005. Seminarbericht. Universität für Bodenkultur Wien.

SANDGRUBER, R. (2009): Das Weinland Oberösterreich. IN: SANDGRUBER, R., ETZLSTORFER, H., WAGNER, C. (Hrsg.): Stift Schlierbach Mahlzeit! Katalog zur oberösterreichischen Landesausstellung 2009. Denkmayr Druck und Verlag, Linz.

WEBER, A. O. (1999): Studien zum Weinbau der Altbayerischen Klöster im Mittelalter – Altbayern, österreichischer Donauraum, Südtirol. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.

WERNECK, H.-L. (1950): Die naturgesetzlichen Grundlagen des Pflanzen- und Waldbaues in Oberösterreich. IN: LANDESBAUDIREKTION (Hrsg.): Schriftenreihe der oberösterreichischen. Landesbaudirektion, Nr. 8, Wels.

Gerhard Winkler †

Am 19. November dieses Jahres verstarb HR Mag. Dr. Gerhard Winkler nach längerem, schwerem Leiden und doch unerwartet im Alter von 77 Jahren in der Bundeshauptstadt. Der gebürtige Wiener studierte an der Universität Wien Altphilologie (Latein) und Germanistik. Beruflich war er zunächst an verschiedenen Linzer Mittelschulen und Gymnasien tätig und ab 1984 leitete er mehr als 10 Jahre das BORG in Perg. Zwischenzeitlich war Gerhard Winkler auch an der Bundesstaatlichen Studienbibliothek (der heutigen Landesbibliothek) beschäftigt.

Zu internationaler Anerkennung führten ihn aber seine sehr zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten, von denen nur die lateinisch-deutsche Herausgabe der naturwissenschaftlichen Werke des älteren Plinius († 79 n. Chr.), die Untersuchungen zu den römischen Meilensteinen und ihren Inschriften und die zusammenfassende Arbeit „Die Römer in Oberösterreich" (1975) erwähnt seien. Winkler, der für sein Werk auch mehrfach ausgezeichnet wurde, galt als der beste Kenner des römischen Oberösterreich. Darüber hinaus erwarb er sich große Verdienste als Organisator und Präsident der „Gesellschaft für Landeskunde von Oberösterreich".

HR Prof. Dr. Georg Heilingsetzer

G. Winklers letzte fachpublizistische Arbeit für die Oö. Heimatblätter, wenige Wochen vor seinem Tod verfasst, findet sich unter „Buchbesprechungen" am Schluss dieser Ausgabe (Die Redaktion).

Joseph Berres Edler von Perez

Ein altösterreichischer General und Maler mit Oberösterreichbezug

Von Ernst Kollros

Am 22. Mai 1912 meldete die „Neue Freie Presse", dass der k.k. Generalmajor im Ruhestand Joseph Berres Edler von Perez im hohen Alter von 91 Jahren in Wien verstorben sei. Dieselbe Zeitung wies zugleich nachdrücklich darauf hin, dass sich Berres auch als Maler in Kunstkreisen eines „verdienten Ansehens" erfreute. Der Todestag jährte sich also am 22. Mai 2012 zum hundertsten Male. Was aber hat der aus Galizien gebürtige, hochrangige Militär und Künstler mit Oberösterreich gemein?

Joseph Berres von Perez war in den für Österreich so kritischen Jahren von 1863 bis 1867 Kommandant des Oberösterreichisch-Salzburgischen Dragoner-Regiments „Kaiser Ferdinand I." Nr. 4, welches zu seiner Zeit als Regimentschef noch Kürassier-Regiment Nr. 4 hieß und seit 1857 den Bestand ausschließlich aus Oberösterreich und Salzburg ergänzte; damit stellte es einen mit Oberösterreichs Geschichte aufs Engste verbundenen Truppenteil dar – ein echtes Traditionsregiment, das schon bei Peterwardein (1716) und Belgrad (1717) unter Prinz Eugen gefochten hatte. Regimentsinhaber war ab 1848 Kaiser Ferdinand, ab 1875 Feldmarschall Erzherzog Albrecht. 1867 erfolgte die Umwandlung zum Dragoner-Regiment, wobei die bisherige „Nr. 4" beibehalten wurde. Solche Umbenennungen waren bei österreichischen Kavallerieregimentern nichts Besonderes; sie geschahen laufend. Seine Friedensgarnison hatte das Dragonerregiment Nr. 4 von 1863–1866 noch in St. Georgen/Svaty Jur in der Westslowakei, ab 1871 lag es ständig im oberösterreichischen Enns bzw. in der dort 1857 bis 1859 errichteten einzigen Kavallerieschule des alten Österreich – ein Bindeglied zu allen führenden Kavalleristen, auch zu Joseph Berres von Perez.

Von der ehemaligen Ennser Kavalleriekaserne sind heutzutage nur noch die Reithalle und die Stallungen erhalten (im letzten Jahrzehnt von Ing. Dr. Hans Freinschlag, einem Freund des Autors, mit hohem finanziellen Aufwand und viel persönlichem Engagement renoviert), während die an sich völlig intakte Kaserne selbst 1983 bedauerlicherweise einem Wohnbau weichen musste. Die große Reithalle mit dem beeindruckenden offenen Dachstuhl dient mittlerweile neben dem traditionellen Reitsport, betrieben unter anderem vom Traditionsträgerverband des Dragoner-Regiments Nr. 4, auch für zahlreiche Großveranstaltungen der Stadt Enns, ist inzwischen also wieder mit jeder Menge an Leben erfüllt.

Herkunft

Joseph Berres von Perez wurde am 30. Mai 1821 in *Lemberg*, der Hauptstadt des Königreiches Galizien und Lodomerien, als Sohn des berühmten Anatomen Christian Joseph Berres geboren. Der einer Militärarztfamilie entstammende Vater, der an der Wiener Universität

Joseph Berres Edler von Perez, Altersbildnis. Österreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv

Medizin studiert und seine Studien 1816 mit der Promotion zum „Magister chirurgiae" abgeschlossen hatte, lehrte ab 1817 Anatomie am Lyzeum in Lemberg, gründete dort ein ehedem sehr bekanntes anatomisches Museum und erwarb sich schließlich 1831 große Verdienste bei der Bekämpfung der Cholera-Epidemie in Galizien. Im gleichen Jahr konnte er nach Wien zurückkehren und übernahm die verwaiste Lehrkanzel für Anatomie an der Universität Wien, die er nach Jahren der Vernachlässigung wieder mit neuem Geist belebte. Der Arzt war aber nicht nur als Anatom in aller Munde, sondern gilt auch als Photopionier. Neben dem Plösslschen Mikroskop bediente er sich als einer der ersten Wissenschafter überhaupt der sogenannten „Daguerreotypie" zur Herstellung klarer Bilder und schuf so den ersten Histologischen Atlas. Sogar als Erfinder eines spezifischen Verfahrens zum Druck von Daguerreotypien trat Christian Joseph Berres hervor:[1] um diese dauerhaft zu fixieren, ersann er eine Methode, bei der er die bis dato verwischbaren Lichtbilder auf der Silberplatte ätzte.[2]

Der Anatom Berres, zu dessen Schülern u. a. der später noch berühmtere Josef Hyrtl zählte, erfuhr zahlreiche Ehrungen und wurde 1842 vom Kaiser in den erblichen Adelsstand erhoben. Nach Eröffnung der Universität Wien an der Ringstraße wurden 1890 in den Aufgängen von der Aula zu den Seitenaulen und Feststiegen eigens Ehrentafeln für bedeutende Absolventen der Lehranstalt angebracht. An der Ehrentafel der Medizinischen Fakultät erinnert eine Inschrift auch an: *Prof. Dr. Christian Joseph Berres Edler von Perez (1796–1844), Arzt, Anatomie.* Der renommierte Mediziner hatte außer dem ältesten Sohn Joseph noch zwei andere männliche Nachkommen, die – ebenfalls im Generalsrang – jeweils beachtliche militärische Karriere machten: Alfred Berres Edler von Perez (1830–1898), k.u.k. Feldmarschall-Leutnant, und Friedrich Berres Edler von Perez (1823–1876), k.u.k. Generalmajor. Auch Alfred von Perez hatte übrigens Bezug zu Oberösterreich; er war Mitglied des OÖ. Musealvereins, und im OÖ. Landesarchiv wird die Traueranzeige der Familie aufbewahrt.

Militärische Laufbahn

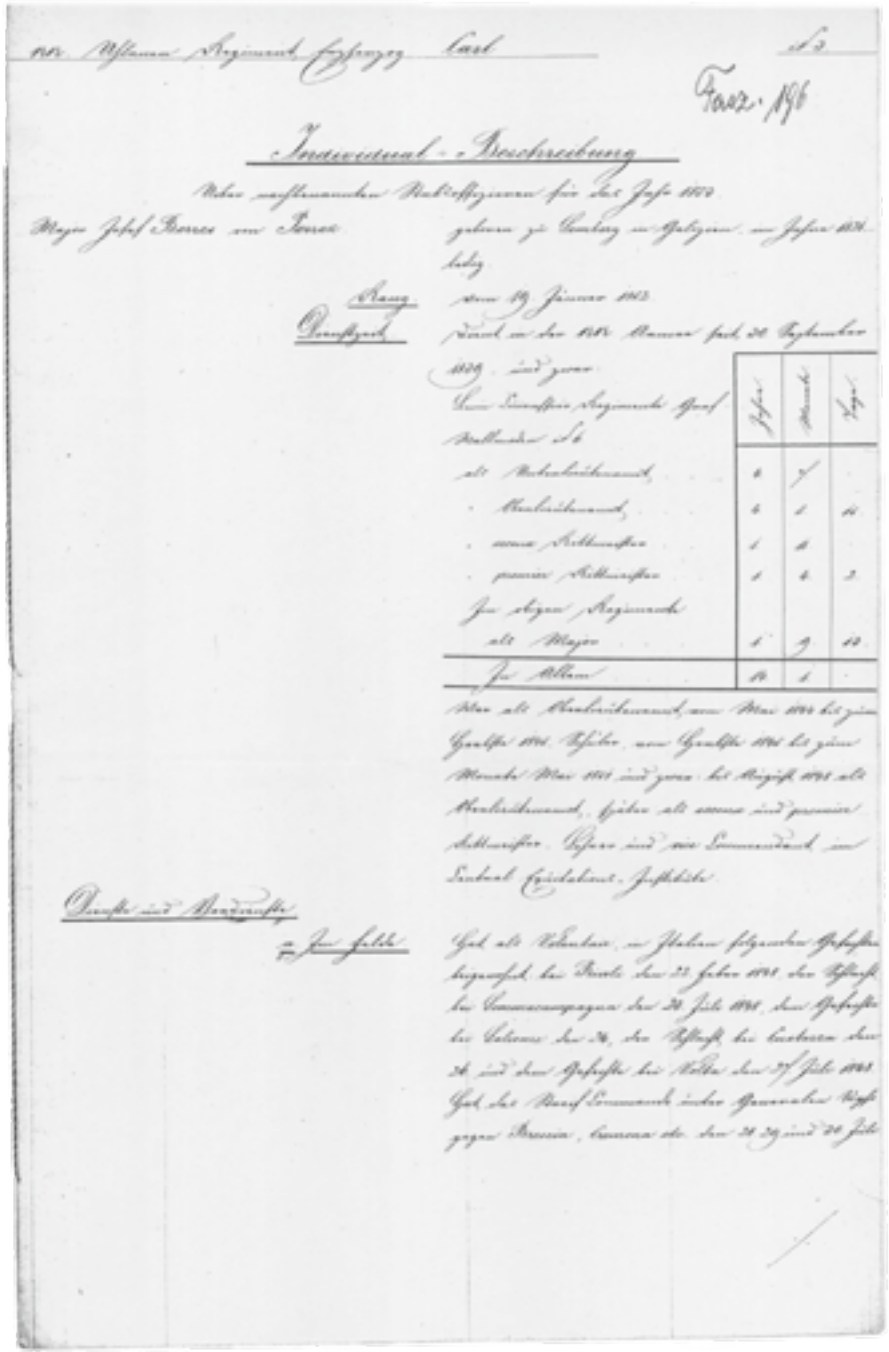
Sohn Joseph diente seit 30. September 1839 in der österreichischen Armee, zuerst beim Kürassier-Regiment „Graf Wallmoden" Nr. 6. Im Kriegsarchiv ist leider nur eine Individual-Beschreibung aus dem Jahr 1853 erhalten geblieben. Dem damaligen Major des k.k. Ulanen-Regiments „Erzherzog Carl" Nr. 3 wurde darin die Qualifikation zur Beförderung zum Oberstleutnant bestätigt, sein Vorgesetzter attestierte ihm aber bereits die Eignung zum Regimentskommandanten. Aus dieser Individual-Beschreibung geht hervor, dass Berres im Revolutionsjahr 1848 als „Volontair" den Italienfeldzug mitgemacht und sich unter anderem bei folgenden militärischen Auseinandersetzungen als „guter, sehr brauchbarer Soldat"[3] bewährt habe: 22.

---

1 Felix Czeike, Historisches Lexikon Wien, Wien 1992, Bd. I, 341

2 Schönbauer, Leopold, „Berres, Christian Joseph Edler von", in: Neue Deutsche Biographie 2 (1955), S. 147

3 Individual-Beschreibung vom 31. Oktober 1853, Öst. Staatsarchiv, Kriegsarchiv, Fasc. 196.



Individual-Beschreibung des k.k. Majors Joseph Berres von Perez aus dem Jahr 1853. Österreichisches Staatsarchiv, Kriegsarchiv, Fasc. 196

„Soldatentreue", Joseph Berres von Perez, Kriegspostkarte. B.K.W. lfd. Nr. 944/2, gel. 23. 3. 1915

Februar 1848 Gefecht bei Rivoli, 23. Juli 1848 Schlacht bei Sommacampagna, Gefecht bei Salionze am 24., Schlacht bei Custozza am 26. und Gefecht bei Volta am 27. Juli 1848.

Seit frühester Jugend der Kavallerie angehörend, galt Berres von Perez – wie im eingangs erwähnten Nachruf der Neuen Freien Presse hervorgehoben – als glanzvolle Verkörperung eines in vielen Schlachten und Gefechten erprobten altösterreichischen Reiteroffiziers. Sein letzter und wichtigster Einsatz als Truppenchef, jener bei Königgrätz-Wysokow, sollte zugleich der für ihn tragischste werden: 1866 war er als Oberst und Kommandant des schon genannten 4. Kürassier-Regiments gegen die Preußen gezogen und hatte seine Kürassiere am 27. Juni in die Schlacht geführt; sie zählte zu den ersten Treffen in diesem Krieg und ging für die österreichische Seite bekanntlich nicht gut aus. Anfangs zahlenmäßig überlegen, unterlagen die Österreicher der mit den modernen Zündnadelgewehren ausgerüsteten preußischen Armee im Infanteriekampf, und daran konnte auch der heldenhafte Angriff der österreichischen Kavallerie bei Wysokow mit fünf Eskadronen der Kürassierregimenter Nr. 4, 6 und 9 unter FML Carl Prinz zu Solms-Braunfels letztlich nichts ändern.

Erlebnisse in der Schlacht bei Königgrätz

Ein Vertrauter Joseph Berres', Major a. D. Wilhelm Ritter von Hackländer, lässt in seinem Nachruf dessen Kriegserzählungen Revue passieren und schildert den Zusammenstoß des Reiterobersten mit der preußischen Kavallerie in jenen schicksalhaften Tagen: *„Aufwärts*

durch hohes Getreide galoppierte ich gegen den Plateaurand vor, streifte knapp am feindlichen Kommandeur vorbei – einen wuchtigen Hieb gegen ihn führend –, rief meinen Eskadronen ‚Marsch, Marsch!' zu, sah drei, vier Lanzenspitzen mit den schwarzweißen Fähnchen gegen mich gerichtet und durchbrach die dicht geschlossene Linie der preußischen Ulanen. Ein paar Sekunden befand ich mich allein mitten unter den feindlichen Reitern, bis meine schneidigen Kürassiere einhieben und ein wildes, blutiges Mélée (Handgemenge Anm. d. V.) begann. Wunderbarerweise kam ich mit zerfetzter Uniform und eingeschlagenem Helmkamm, aber ohne jede Verletzung davon …".[4]

Pensionierung als General und Künstlerlaufbahn

Kurz nach Königgrätz nahm Berres seinen endgültigen Abschied von der Armee, ließ sich 1867 im Alter von 46 Jahren als Generalmajor pensionieren, um künftig ausschließlich seiner zweiten Leidenschaft, der Malerei zu leben. Die Entscheidung dürfte dem hoch dekorierten General nach 28 Dienstjahren bei der Kavallerie mit zahlreichen Kampfeinsätzen sicherlich nicht leicht gefallen sein, aber „mit aller Gewalt" zog es ihn nach München, wo er Schüler des damals hochberühmten Malerfürsten Carl Theodor von Piloty wurde und eine Karriere als Künstler einschlug. Spezielle Erfahrungen hatte der begabte Zeichner ja schon in der Wiener Ingenieurakademie gesammelt, und so gelang es ihm auch bald, die Zufriedenheit seines Meisters in München zu erringen.

Freundschaft schloss Berres in dieser Phase vor allem mit Hans Makart, welchem er später durch seine gesellschaftlichen Verbindungen – der emeritierte General war im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts eine in Wien ebenso bekannte wie beliebte Persönlichkeit – den Weg von München nach Wien ebnete, indem er Makart dem damaligen Obersthofmeister Fürst Hohenlohe wärmstens empfahl.

Mit dem ungarischen Maler Mihály von Munkácsy hatte Berres schon lange vor seiner Münchner Zeit Freundschaft geschlossen, und zwar in etwas eigenwilliger Manier, wie Ritter von Hackländer in Anekdotenform festhielt: *„Originell war auch die Art seines ersten Zusammentreffens mit Munkácsy. Berres befand sich damals in der Nähe von Arad in Garnison und liebte es, in der Umgebung nach der Natur zu zeichnen. Dabei fiel es ihm auf, dass ein bäuerlich gekleideter junger Mensch öfters mit großem Interesse seiner Arbeit zusah. ‚Gefallen dir meine Zeichnungen?', fragte Berres den Burschen, der dies bejahte und in gebrochenem Deutsch hinzu fügte: ‚Hab' ich selbst Ochs, Schwein und Meister schon gezeichnet'".*

Munkácsy, dem Berres nach eigener Aussage einen Platz an der Wiener Akademie verschaffte,[5] war gelernter Tischler, studierte 1864 an der Akademie und hielt sich von 1866-1868 ebenfalls in München auf, wo Berres erneut mit ihm in Kontakt kam. Munkácsys Arbeiten hatten großen Einfluss auf die ungarische Malerei, auch das pompöse Deckengemälde im Treppenhaus des Kunsthistorischen Museums Wien stammt von seiner Hand. Durch die Ehe mit der vermögenden Baronin de Marches begann für ihn 1874 ein luxuriöses Leben, bevor er 1900 geistig umnachtet in einer Heilanstalt starb.[6] Munkácsy

[4] Neue Freie Presse vom 22. 5. 1912, Seite 11
[5] Neue Freie Presse, 22. 5. 1912, Seite 11
[6] wikipedia

„Wolfsrudel auf Jagd", Joseph Berres von Perez, Öl auf Leinwand. Privatbesitz Dr. E. Kollros

ist heute nur noch Kennern ein Begriff, doch erst kürzlich, im Frühjahr 2012, widmete das Wiener Künstlerhaus dem ungarischen Malerfürsten des 19. Jahrhunderts eine große Einzelausstellung.

Bei einem so vortrefflichen Reiter und Pferdekenner verwundert es nicht, dass der Maler Berres Jagdszenen und militärische Episoden als Motive bevorzugte. Ein repräsentatives Beispiel liefert das vom Autor erworbene Gemälde „Wolfsrudel", welches jagende Wölfe in winterlicher Flussumgebung zeigt. Von souveräner Meisterlichkeit zeugen vor allem Berres' Darstellungen bunter ungarischer Marktszenen und pittoresker Puszta-Landschaften. Eines seiner Bilder, das Gewühl eines ungarischen Pferdemarktes atmosphärisch lebendig wiedergebend, wurde vom Kunsthistorischen Museum Wien schon früh erstanden.[7]

Neben der Malerei, der er bis zuletzt intensiv zugewandt blieb, unternahm Berres ausgedehnte Reisen, vielfach in Gesellschaft seines Freundes, des Barons Leitenberger. Es ging nach Italien, auf den Balkan, nach Russland und hier vor allem in die Wolgaregion sowie in den Kaukasus. Auch von diesen Reisen brachte Berres jeweils reiche und teils sehr qualitätsvolle künstlerische Ausbeute mit nach Hause.

[7] Neue Freie Presse, 22. 5. 1912, Seite 11

Zwei diametrale Karrieren

Als Joseph Berres 1912 in Wien verstarb, hatte er tatsächlich zwei glänzende Karrieren hinter sich. Bereits mit 45 Jahren brachte er es als Kavallerieoffizier zum Generalmajor, war Inhaber der Kriegsmedaille und des Militärdienstzeichens zweiter Klasse für Offiziere, vor allem aber auch des Ordens der Eisernen Krone dritter Klasse mit der Kriegsdekoration. Seine Laufbahn in der österreichisch-ungarischen Armee wäre höchstwahrscheinlich eine noch steilere geworden, hätte er nicht vorzeitig Abschied genommen, um ganz in der Malerei aufzugehen. Dort ähnlich erfolgreich, war der Piloty-Schüler Berres mit Zunftgrößen wie Hans Makart, Mihaly von Munkácsy und August von Pettenkofen eng befreundet. Seit 1871 Mitglied des „Künstlerhauses", der ältesten Künstlervereinigung Österreichs, konnte er die Anerkennung und den Ankauf seiner Werke durch die ersten Museen und Galerien der Zeit noch persönlich miterleben. Joseph Berres Edler von Perez hinterließ eine einzige Tochter, die mit dem k.k. Vizewachtmeister und Major in Sr. Majestät Ersten Arciéren-Leibgarde Ernst Freiherr Fleißner von Wostrowitz verheiratet war. Seine letzte Ruhestätte fand der 91-Jährige, der die – ordensgeschmückte – Uniform aus Liebe zur Kunst mit Pinsel und Staffelei vertauscht hatte, im Familiengrab auf dem Wiener Zentralfriedhof.[8]

[8] Wiener Zeitung vom 22. 5. 1912, Seite 10

Zum 100. Todestag des oö. Komponisten Josef Hofer

Musikalisches Bild einer Landpfarre um 1900

Von Maria Rachinger

Mit der Einspielung einer Musik-CD erinnert Putzleinsdorf an den 100. Todestag des Komponisten Josef Hofer, der ab 1871 in der Mühlviertler Marktgemeinde und Pfarre als Lehrer, Schulleiter, Organist und Chorleiter wirkte. Er unterhielt ein Salonorchester und leitete die örtliche Blasmusik als Kapellmeister. Josef Hofer schuf ein beachtliches kompositorisches Werk und setzte seine vielfachen Begabungen bis zu seinem Tod im Jahr 1912 für die Entwicklung des Ortes ein: Nicht nur im Bereich Bildung und Kultur, sondern zum Beispiel auch als Mitbegründer der örtlichen Feuerwehr und Raiffeisenkasse. Zusammen mit der zweiten herausragenden Putzleinsdorfer Persönlichkeit dieser Zeit, dem Pfarrer, Dechant und Dichter Norbert Hanrieder (1842–1913), prägte Josef Hofer fast vier Jahrzehnte lang stark das Leben der Pfarre und Gemeinde.

Josef Hofer, um 1910.

Die CD „Gruß aus Putzleinsdorf – Musikalisches Lebensbild einer Landpfarre um 1900“ gibt Einblick in die Lebensumstände der Menschen damals und bietet einen Querschnitt des musikalischen Schaffens von Josef Hofer: Eine Messe in F-Dur und ein Requiem in f-Moll, ein Tantum ergo, Advent- und Marienlieder, mit denen er den Festkreis des Kirchenjahres bereicherte; aber auch Märsche, Gedichtvertonungen und Hymnen, die er zur Freude der Menschen an Geselligkeit und Heimatliebe komponierte. Manches ist noch heute populär, etwa „Gott zum Gruß im Böhmerwalde“ oder die Mühlviertler Hymne „Ös Leitln van Inn, va da Enns, va da Traun, kemmts zuwa, mai lassn eng s´Hoamatl schaun …“.

Initiator des CD-Projektes ist Norbert Huber, Musikschullehrer und Chorleiter in Putzleinsdorf. Mit Sorgfalt und Sachkenntnis hat er das Werk Josef Hofers in den Archiven des Kirchenchores und der Musikkapelle Putzleinsdorf gesichtet und aufgearbeitet. Die Hanriedergemeinde Putzleinsdorf nahm den 100. Todestag des Komponisten zum Anlass, sein Werk nun zumindest teilweise allgemein zugänglich zu machen.

Ausführende der für die CD ausgewählten und durch Norbert Huber einstudierten Musikstücke sind der Putzleinsdorfer Kirchenchor, die Musikkapelle Putzleinsdorf und das NordwaldKammerorchester.

Umrahmt sind die Chor- und Instrumentalstücke auf der CD von vertrauten Geräuschen, die den ländlichen Jahreskreis damals begleiteten und es vielfach auch heute noch tun: Glockengeläut, Rosenkranzgebet, Gehen auf Stein, Wasserrauschen, Fahren eines Pferdegespanns, ein Kommando des Feuerwehrhauptmanns oder die Klangkulisse einer geselligen Wirtshausrunde. Geschichtliches zu Komponist Josef Hofer und zum CD-Feature erzählt das umfangreiche Booklet in Wort und Bild.

Willkommen in Putzleinsdorf

Mit dem Marsch „Gruß aus Putzleinsdorf" wird man auf der CD in der kleinen Mühlviertler Pfarre willkommen geheißen und in die Zeit um 1900 versetzt. Der Alltag der Menschen ist von harter Arbeit und einer gewissen Abgeschiedenheit geprägt; selten kommen die Ortsbewohner über die Grenzen ihres Bezirkes oder des Mühlviertels hinaus. Die einschneidenden Ereignisse eines Menschenlebens wie Geburt, Hochzeit oder Tod sind eingebunden in den stets gleichbleibenden Jahreslauf der Natur und des Kirchenjahres. Das ist nicht viel, könnte man meinen – aber doch genug für ein reiches musikalisches und kulturelles Leben. In einer Zeit, in der es Rundfunk, Fernsehen oder Kino längst noch nicht gibt, macht man sich die Unterhaltung selbst: Mit Andacht und Freude wird in der Kirche musiziert und gesungen, Hausmusik gibt es in vielen Familien, Blasmusik und Wirtshausgesang bei weltlichen Festen sind eine wohltuende Unterbrechung des arbeitsreichen Alltags.

Wer war Josef Hofer?

Josef Hofer wurde am 28. Oktober 1848 im „Bergmichl-Häusl" in der Ortschaft Amesschlag 4, die zur Pfarre Bad Leonfelden und zur Gemeinde Vorderweißenbach gehörte, geboren. 1849 übersiedelten seine Eltern, der Drechslermeister Michael Hofer und dessen Frau Maria Anna, in das bei einer Versteigerung erworbene Haus Haslach 88.

Die musikalische Begabung des Buben zeigte sich früh. Im Alter von zehn Jahren kam Josef Hofer deshalb von Haslach aus als Sängerknabe ins Stift Wilhering, wo er die Schuljahre 1858/59, 1859/60 und 1860/61 verbrachte und entscheidende musikalische Impulse erfuhr.

Musikalische Bildung

Die Kirchenmusik in Wilhering und Ausbildung der Sängerknaben leitete zu dieser Zeit der Stiftsorganist und Lehrer Adolf Festl (1826–1902), der von Johann Evangelist Habert inspiriert war, dessen gemäßigte cäcilianischen Erneuerungsbestrebungen er umzusetzen trachtete. Durch Habert kam auch der damalige Linzer Domorganist Anton Bruckner (1824–1896) in Kontakt mit dem Stift Wilhering, wo er mehrmals in den Sommermonaten zu Gast war und bei der Kirchenmusik mitwirkte. Es darf also angenommen werden, dass Hofer früh von Anton Bruckner wusste, vielleicht

ihm damals auch dort oder später in Linz persönlich begegnete.

Nach seiner Zeit als Sängerknabe in Wilhering besuchte Josef Hofer fünf Jahre das k. k. Staatsgymnasium Linz, wo er weitere musikalische Ausbildung erfuhr. Dort war, wie aus dem Jahresbericht 1867 des Gymnasiums hervorgeht, zu dieser Zeit Alois Weinwurm, Gründer des Chores „Sängerbund" und enger Vertrauter Anton Bruckners, Chor- und Gesangslehrer.

Im Anschluss an das Gymnasium kam Hofer für zwei Jahrgänge an die Normal-Hauptschule mit angeschlossener Präparandie in der Linzer Hofgasse 82, in der künftige Lehrer auf ihren Beruf vorbereitet wurden. Da die Aufgaben eines Lehrers damals stark mit Kirche und Pfarre verknüpft waren – in aller Regel hatte er auch den Organisten- und Chorleiterdienst zu leisten – wurde in der Lehrerausbildung besonderes Augenmerk auf gründliche musikalische Unterweisung gelegt.

So genoss Hofer in der Präparandie möglicherweise den hochqualifizierten Musikunterricht von Johann August Dürrnberger, der von 1832 bis 1868 dort wirkte und im Studienjahr 1840/41 auch schon Anton Bruckner in Orgelspiel und Harmonielehre unterrichtet hatte. Dürrnbergers 1841 erschienenes „Elementarbuch der Harmonie- und Generalbasslehre" galt als ein Standardwerk des Musikwissens.

1868 legte Josef Hofer die Prüfung zum Unterlehrer ab, 1872 die Lehrerprüfung für Hauptschulen. 1868 wurde er Unterlehrer in Uttendorf, 1870 Schulprovisor in Kirchberg ob der Donau, und am 8. Februar 1871 kam er als Unterlehrer in die Marktgemeinde Putzleinsdorf.

Der Schulmann

Dreieinhalb Jahre später, am 14. September 1874 übernahm Hofer von Anton Wögerbauer die Leitung der Volksschule Putzleinsdorf und damit einhergehend auch die Aufgaben als Organist, Chorleiter und Kapellmeister der Ortsmusik. Am 27. Oktober 1874, einen Tag vor seinem 26. Geburtstag, heiratete Hofer Hedwig Wögerbauer, die 23-jährige Tochter seines Vorgängers. Zwischen 1876 und 1884 wurden dem Ehepaar sechs Kinder geboren. Bis zum krankheitsbedingten Ausscheiden Josef Hofers aus Schul- und Musikdienst im Jahr 1904 lebte die Familie in der Schulmeisterwohnung; nach seiner Pensionierung im Haus Markt Nr. 9 in Miete.

Am 25. Juni 1874 war mit Norbert Hanrieder auch ein neuer Priester nach Putzleinsdorf gekommen. Gemeinsam prägten die beiden herausragenden Persönlichkeiten dann nahezu 40 Jahre lang die Entwicklung von Pfarre und Gemeinde. Der ebenfalls musikbegabte Dichter Hanrieder (2. 6. 1842–14. 10. 1913) und der Komponist Hofer führten das kulturelle Leben in Putzleinsdorf zu außergewöhnlicher Blüte.

Regelmäßiger Schulunterricht ist in Putzleinsdorf – 1579 zum Markt erhoben – seit etwa 1650 belegt. In den Anfängen findet der Unterricht in der Wohnstube des Schulmeisters statt, wo die Buben und Mädchen in Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen unterrichtet werden. Großer Wert wird auf Tugenden wie Gehorsam, Fleiß und Sauberkeit gelegt, das richtige und vor allem ruhige Sitzen wird als Grundvoraussetzung für äußere und innere Disziplin angesehen. Mit oft harten Strafen versuchen die

Josef Hofer und Norbert Hanrieder inmitten einer Schulklasse anno 1894.

Lehrer ihre Vorstellungen von Disziplin durchzusetzen.

Im Jahr 1847 errichtet die Gemeinde ein neues Schulgebäude, das neben der Erdgeschosswohnung des Schulleiters auch über zwei Klassenräume im 1. Stock verfügt. Bei Übernahme des Schulmeisteramtes durch Josef Hofer werden dort 72 Knaben und 77 Mädchen unterrichtet, es gibt aber auch Jahre mit bis zu 223 Schülerinnen und Schülern. Unter Hofer wird die Schule 1894 schließlich dreiklassig; der dritte Unterrichtsraum ist im Bürgerhaus Markt Nr. 18 untergebracht. Mit der Anfertigung von Lehrmitteln für die Schule stellt Josef Hofer auch sein handwerkliches und technisches Geschick unter Beweis. Seine Tüchtigkeit als Schulmann wird drei Mal vom Bezirksschulrat und einmal vom Landesschulrat durch Anerkennungen gewürdigt.

Der Organist und Chorleiter

Als Organist und Chorleiter konnte Josef Hofer in Putzleinsdorf ein gut aufbereitetes Feld beackern. Auch wenn sich die Anfänge des Kirchenchores nicht genau datieren lassen, so ist er doch mit Sicherheit die traditionsreichste Vereinigung des Ortes: Bis 1650 zurück sind die Namen der Chorleiter lückenlos nachweisbar. Dass die Kirchenmusik den Putzleinsdorfern von jeher ein großes Anliegen war, belegt eindrucksvoll der sogenannte Kirchenmusikstreit von 1787: Gegen die Anordnung von Kaiser Josef II., dass nur noch an hohen Feiertagen Hochämter gesungen werden soll-

ten, an den anderen Sonntagen aber das „Normallied" zu pflegen sei, wehrten sie sich. „Richter und Rath zu Putzleinsdorf in Namen der ganzen Pfarrgemeinde" schrieben ein Bittgesuch an das Bischöfliche Konsistorium, doch auch weiterhin „Musical-Aemter" zu erlauben. Begründet wurde dies in drei Punkten: „Erstens weil in unserem Markt Putzleinsdorf von unerdenklichen Zeiten her alle Sonn- und Feiertäge ein musicalisches Hochamt gehalten worden, und wir uns deshalben mit Chor Musicanten weit besser als in manchen großen Städten versehen", „Zweitens weil wir gewöhnt sind bey Musical Ämtern eifriger unser Gemüth zu Gott zu erheben" und „Drittens unser Bauern Volk entweder zum Singen des Meßgesanges sich gar nicht bequemen will und kann, oder statt eines einstimmigen Chores ein Ohren beleidigendes Geschrey verursacht, so jeden, der aus Brustschwachheit nicht singen, sondern beten muß, ganz zerstreut". Das (heute im Diözesanarchiv verwahrte) Gesuch hatte Erfolg, den Putzleinsdorfern wurden auch weiterhin Instrumentalmusik und Chorgesang beim sonntäglichen Amt gestattet!

Religiöse Erneuerung

Josef Hofers Wirken als Organist, Chorleiter und Komponist fällt in eine Zeit religiöser Erneuerung, zu der er mit feierlicher und hochstehender Kirchenmusik viel beiträgt.

Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts war ja von einem starken Niedergang alles Kirchlichen und auch der religiösen Betätigung geprägt gewesen. Die Folgen des Josefinismus und die kirchenfeindliche Stimmung des Liberalismus hatten auch vor Putzleinsdorf nicht Halt gemacht. Besonders um die Mitte des Jahrhunderts bekamen das die Vikare Oberlaber und Fischer, Hanrieders Vorgänger, zu spüren. Mit einer Volksmission im Jahr 1869 trachtet Vikar Gustav Fischer diesen Strömungen entgegenzuwirken. Mit Erfolg: Unter ihm und besonders unter Norbert Hanrieder blüht das religiöse Leben wieder auf und macht sich in steigendem Sakramentenempfang, dem Wiedererstehen des 3. Ordens, der Gründung eines katholischen Volksvereins und der kräftigen Zunahme des Priesternachwuchses im Ort bemerkbar. 1885 wird Putzleinsdorf, bis dahin Vikariat (Kaplanei) der Mutterpfarre Sarleinsbach, zur eigenständigen Pfarre erhoben. Josef Hofer konnte in dieser Zeit mit der starken Persönlichkeit Norbert Hanrieder an der Seite seine musikalischen Begabungen voll entfalten.

Der Komponist Josef Hofer

Hinausgehend über eine gründliche musikalische Ausbildung – wie sie zur damaligen Zeit für angehende Lehrer, die in aller Regel ja auch den Organisten- und Chorleiterdienst zu leisten haben, üblich ist – bringt Josef Hofer auch große kompositorische Begabung mit, als er 1871 zunächst als Unterlehrer nach Putzleinsdorf kommt. Dennoch beginnt er sehr zögerlich zu komponieren. Frühestes erhaltenes Zeugnis ist das Arrangement „Trauermarsch" für Harmoniemusik (Blasmusik), dessen Entstehung aufgrund des verwendeten Notenpapiers zwischen 1871 und 1874 zu vermuten ist. Ist anfangs noch wenig eigenständiges Gepräge erkennbar, so steigert und verfeinert Hofer die Qua-

lität seiner Kompositionen im Lauf der nächsten vier Jahrzehnte stetig und entwickelt sich deutlich über viele Komponisten der Zeit hinaus.

1874 übernimmt Josef Hofer von Anton Wögerbauer mit dem Schulmeisteramt auch die Pflege der Kirchenmusik. Bis zu seinem Tod im Jahr 1912 entstehen mehrere Messen und Requien sowie viele Marienlieder und „Tantum ergo"-Vertonungen. Besonders von letzteren schreibt Hofer mehr als ein Dutzend auch noch nach seinem krankheitsbedingten Ausscheiden aus dem Schul- und Kirchendienst im Jahr 1904. Neben der Kirchenmusik ist ihm auch die weltliche Instrumental- und Vokalmusik ein Anliegen, wie seine Märsche, Walzer, Blasmusik-Potpourris und Gedichtvertonungen zeigen.

In der Kirchenmusik setzt Hofer die von seinem Vorgänger gepflegte „klassische" Tradition der Mozart- und Haydn-Messen nicht fort. In seiner Ausbildung entsprechend geprägt, folgt er dem „Cäcilianismus" (nach der Heiligen Cäcilia benannte kirchenmusikalische Restaurationsbewegung, die die Rückbesinnung auf einen von Palestrina geprägten A-capella-Stil verlangt), allerdings in gemäßigter Form. Orgel und Kirchenorchester bleiben erhalten, wenn auch stark vereinfacht. Im Kirchenchor-Archiv finden sich große Bestände im Stil des „gemäßigten Cäcilianismus" von heute vergessenen Komponisten. Sie dürften Hofer Inspiration für sein eigenes Komponieren gewesen sein.

Im Zentrum von Josef Hofers musikalischer Denkweise steht die Orgel. Es ist anzunehmen, dass er ein hervorragender Organist war. Vom Orgeltisch aus kann er sein Ensemble (das nicht allzu groß ist, aber auf jeden Fall sehr gute Vokalisten beinhalten muss) am besten zusammenhalten. Er fertigt keine Partitur-Reinschriften an, sondern Orgelstimmen mit (gelegentlich nur angedeutetem) Text, was darauf schließen lässt, dass er gleichzeitig gesungen hat. Sein Kirchenorchester besteht aus Streichinstrumenten unter gelegentlicher Hinzunahme von 2 Klarinetten und 2 Trompeten (Kornetten), selten 2 Hörnern, wobei der Orchesterpart kein besonders eigenständiges Gepräge hat, sondern eher eine Verstärkung bzw. Färbung des Orgelparts darstellt. Demnach können seine Werke ebenso mit unvollständigem Orchester aufgeführt werden, was angesichts des allsonntäglichen Musizierens wahrscheinlich auch geschah. Vielleicht ist die Instrumentation auch der Leistungsfähigkeit der Instrumentalisten angepasst.

Seine Reinschriften sind zumeist sehr sauber gearbeitet. In seinen Orgelstimmen muss der Spieler aber das eine oder andere Vorzeichen erraten. Was dem Komponisten selbstverständlich ist, kann für andere Spieler zum Hindernis werden. Vermutlich deshalb haben viele seiner Werke (hauptsächlich „Tantum ergo"-Vertonungen) zusätzlich zum Manuskript eine gestochen schöne, von bisher nicht identifizierter Hand angefertigte Orgelstimme. Es scheint, dass sich Hofer in den Segenandachten, in denen diese Kompositionen zum Einsatz kommen, oftmals vertreten lässt.

Seine Marienlieder haben durchwegs kleine Besetzungen, zumeist ein Vokalsolist, kleiner Chor (der nur den Refrain singt) und Orgel, was auf den Gebrauch in der Bründlkirche deuten könnte.

Vermutlich zum 60. Geburtstag aufgenommen: J. Hofer im Kreis der Putzleinsdorfer Musikkapelle, die er von 1874 bis 1904 leitete.

Seine Werke für Salonorchester (Hofer nennt es „Putzleinsdorfer Streichmusik") sind von hoher Qualität. Sie dürften hauptsächlich aus der Zeit nach 1900 stammen. Hofer orientiert sich an der gehobenen Unterhaltungsmusik etwa der Strauß-Dynastie oder C. M. Ziehrers und steht in seinen besten Werken zumindest Letzterem kaum nach. Von den Märschen gibt es zusätzlich je eine Fassung für Blasmusik (Hofer nennt sie „Putzleinsdorfer Harmoniemusik"). Momentan stellt sich die Vokalmusik als sein Hauptwerk dar. Möglicherweise ist sein Instrumentalschaffen – zumindest vom Umfang her – aber auch wesentlich bedeutender als derzeit bekannt.

Hofer hat kein Werkverzeichnis hinterlassen, seine Schöpfungen nicht mit Opus-Zahlen versehen und nur sporadisch datiert, gegen Ende seiner Wirkungszeit häufiger. Das erschwert ganz entscheidend die Bestandsaufnahme und die Einschätzung seines musikalischen Lebenswerkes. Allerdings geben die Handschrift, das verwendete Notenpapier und nicht zuletzt die Stilistik Einblick in seine musikalische Entwicklung.

Einen klaren Fortschritt auf dem Weg zum eigenen Personalstil macht er mit seinen Sakralwerken gegen 1900 hin. Das ist die Zeit der Schlüsselumstellung, was eine grobe Datierung ermöglicht. Zwei Repräsentanten sind in dieser CD eingespielt: Die Missa in F-Dur und das Tantum ergo in Es-Dur; Terzen- und Sextengänge haben der Chromatik Platz gemacht, Schnörkel sind verschwunden,

das Orchester erscheint in gedämpften Farben, die Stimmführung ist geschmeidig und gut singbar, der Chorklang satt. Er beherrscht die Regeln, geht aber nicht beckmesserisch damit um. Ohne dabei aufdringlich zu werden, erreicht er eine subtile musikalische Textdeutung.

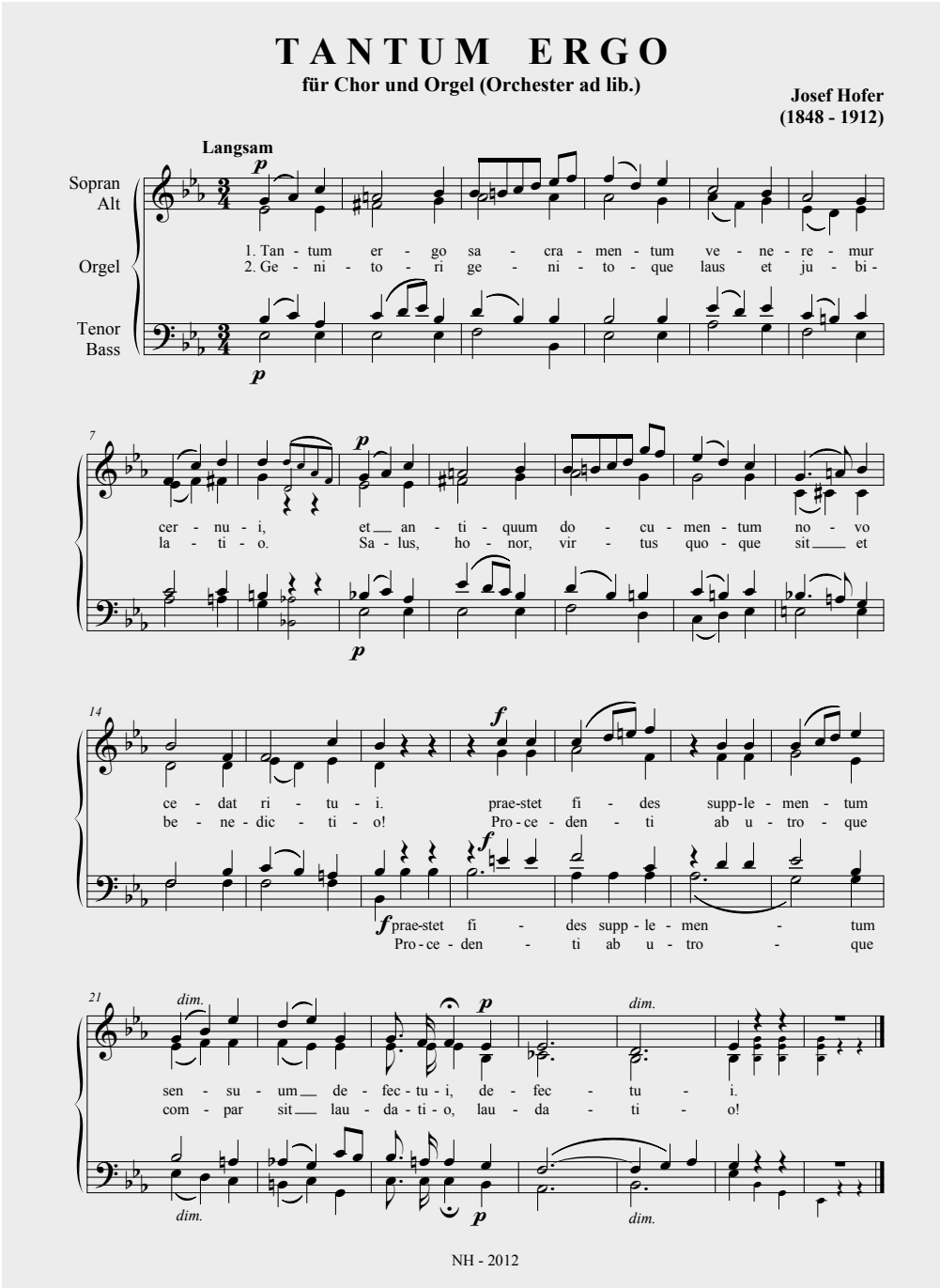
Hofer komponiert ausschließlich in homophoner Satzweise. Es findet sich nicht der leiseste Ansatz von Kontrapunkt in seinem Oeuvre, obwohl sich Abschriften von Fugen in seinem Orgelbuch finden. Hofers Stärke ist die Beherrschung und ständige Weiterentwicklung der Harmonielehre und Modulationskunst. Seine Melodien sind der jeweiligen Stimmung perfekt angepasst und verlieren sich nie in Gemeinplätzen, phrasenhaftem oder virtuosem Machwerk. Sie sind stets elegant und eher zurückhaltend. Weiters fällt auf (und das hat er mit Mozart gemein), dass trotz aller Modulationen die Grundtonart aller seiner Werke außer den Requiem-Vertonungen Dur ist. Das unterscheidet ihn klar von den meisten Komponisten der Romantik. Gegen Ende seiner Schaffenszeit schreibt er fast ausschließlich Marienlieder und Tantum ergo-Kompositionen. „Wie strahlest du so hehr und rein" ist ein herrliches Beispiel für seinen Spätstil. Er orientiert sich ganz klar an den fortschrittlichen Komponisten seiner Zeit wie etwa Reger oder Humperdinck. Letzterer war zeitweise Herausgeber der Hefte „Sang und Klang im XIX. und XX. Jahrhundert". Hofer dürfte sie abonniert gehabt haben, um die neuen musikalischen Strömungen kennenzulernen. Jedenfalls finden sich Exemplare davon im Chorarchiv.

Außer den Genannten, die jünger waren als Hofer, kommen als seine Vorbilder auch Schubert, Mendelssohn-Bartholdy (etwa in den hochsprachlichen Chorliedern) und Anton Bruckner (bei manchen „Tantum-ergo"-Vertonungen) in Betracht. Vielleicht fördert die Zukunft weitere musikalische Schätze zutage, die Hofers Gesamtschaffen noch in ein anderes Licht rücken. Hofers Liedschaffen geriet nie in Vergessenheit und wird besonders von der Hanrieder-Hofer-Sängerrunde gepflegt. Das Erscheinen dieses Tonträgers zum 100. Todestag ist ein weiteres Kapitel in der posthumen Hofer-Würdigung. Die bis dato letzte gab es 2002, als eine Straße in Putzleinsdorf nach ihm benannt wurde.

Die Liebe zu Maria Bründl

Besonders innig war die Beziehung Josef Hofers zum Marienlied: Insgesamt 18 hochromantische Liedkompositionen, die in deutscher Sprache die Gottesmutter verehren, stammen aus seiner Feder. Es ist anzunehmen, dass er sie für die regelmäßigen Bründlprozessionen und das jährliche Bründlfest komponierte – nur mit Orgelbegleitung, was ebenfalls auf den Einsatz in Maria Bründl mit seiner kleinen Orgel hindeutet. Die 1712 bis 1716 erbaute Marienkirche im ortsnahen Bründlwald ist nicht nur den Putzleinsdorfern lieb und wert, sondern auch unzähligen Wallfahrern aus nah und fern.

In einer Legende zur Entstehung des Wallfahrtsortes heißt es, dass einst ein gichtleidender Graf in Wien im Traum die Weisung erhielt, nach Putzleinsdorf zu reisen – dort werde er in einem Wald nahe dem Ort eine heilsame Quelle finden. Er tat es und entdeckte bei dem Wasser, das ihn von seinen Schmerzen



Partiturblatt einer der zahlreichen „Tantum ergo"-Vertonungen Hofers.

befreite, auch ein Gnadenbild der Muttergottes, das ihn zum Bau eines hölzernen Kirchleins bewog. Die Kunde von der Heilkraft der Quelle und von Gebetserhörungen lockt dann seit dem 17. Jahrhundert immer mehr fromme Pilger und Kurgäste nach Maria Bründl. So berichten Pfarraufzeichnungen, dass bei Wallfahrten gegen Ende des 18. Jahrhunderts jeweils bis zu 900 Kommunionen gespendet wurden. Durch die restriktiven Verordnungen unter Josef II. wird die Wallfahrt stark dezimiert; erst mit der neu aufblühenden Frömmigkeit im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts nimmt sie wieder zu. Auch der Badebetrieb ist rückläufig, doch werden bis Ende des 1. Weltkriegs noch Bäder verabreicht.

Der Mitbürger

Über das Wirken als Schulmann und Musiker hinaus setzte Josef Hofer seine reichen Begabungen auch in vielen anderen Belangen für das Gemeinwohl seiner Mitbürger in Putzleinsdorf ein, das damals gut 1500 Einwohner zählte. So unterstützte er zusammen mit Norbert Hanrieder unter anderem die Errichtung der Mühlkreisbahn Urfahr-Aigen (Eröffnung 1888) und die Gründung der Landwirtschaftlichen Genossenschaft Lembach-Putzleinsdorf (1887). Diese Genossenschaft war Impulsgeber für Förderungen, verbessertes Saatgut, Kunstdünger, Import von Zuchttieren und Anschaffung von Maschinen wie etwa der ersten Dampfdreschmaschine (1892). Auch die Mühlkreisbahn und der Bau von Straßen Richtung Altenfelden und Oberkappel brachten einen wichtigen Entwicklungsschritt für die Region. Davor waren die Verkehrswege darnieder gelegen. Nur einmal pro Woche fuhr ein Kutscher nach Linz und zurück.

Josef Hofer war auch federführend bei der Gründung der Freiwilligen Feuerwehr Putzleinsdorf (1878), regte die Errichtung des großen Marktbrunnens (1889) an und war Mitbegründer der Raiffeisenkasse (1889), deren gewissenhafter Buch- und Kassenführer er bis 1912 blieb. Sein handwerkliches und technisches Geschick bewies er mit der Anfertigung von Lehrmitteln für die Schule, mit Drechselarbeiten und dem Bau kunstvoller Vogelkäfige. Um mit Hans Friedl, seinem Nachfolger als Schulleiter und Ehemann seiner Tochter Norberta, engen Kontakt zu haben, errichtete Josef Hofer viele Jahre vor dem Anschluss von Putzleinsdorf an das öffentliche Telefonnetz eine Fernsprechleitung zwischen der Schulleiterwohnung und seiner eigenen Wohnung im Markthaus Nr. 9.

Der Familienmensch

Das Ehepaar Josef und Hedwig Hofer hatte sechs Kinder:

1. Amalia Hofer, Handarbeitslehrerin, geboren 10. 6. 1876, gestorben 5. 8. 1975 im 100. Lebensjahr.
2. Norberta Friedl, geborene Hofer, Frau von Schulleiter Hans Friedl, geboren 23. 10. 1877, gestorben 4. 9. 1917 im 40. Lebensjahr.
3. Konrad Friedrich Hofer, Geistlicher, geboren 12. 2. 1879, gestorben 19. 1. 1917 im 38. Lebensjahr.
   Einkleidung 28. 8.1898 im Stift Schlägl.
   Einfache (zeitliche) Profess 1. 9. 1899, feierliche (ewige) Profess 28. 9. 1902.
   Studium in St. Florian, Priesterweihe

Familienfoto aus dem Jahr 1886: Hewdig und Josef Hofer mit ihren Kindern Amalia, Konrad Friedrich, Hedwig, Norberta und der zweijährigen Paula.

26. 7. 1903, Primiz 4. 8. 1903 in der Stiftskirche.

4. Otto Hofer, Kleinkind, geboren 28. 1. 1880, gestorben 28. 5. 1880.
5. Hedwig Eder, geborene Hofer, Frau von Schulleiter Dir. Rupert Eder, geboren 12. 1. 1881, gestorben 5. 8. 1978 im 98. Lebensjahr.
6. Paula Hofer, Lehramtskandidatin, geboren 28. 6. 1884, gestorben 22. 6. 1904 im 20. Lebensjahr.

Am 23. August 1911 – so berichtet die Chronik – entgingen Josef Hofer und einige seiner Familienmitglieder während einer Fahrt nur knapp dem Tod: Urplötzlich brach ein Gewitter los mit einem Orkan, der in der Gemeinde Putzleinsdorf einige Hundert Obstbäume entwurzelte. Die Pferdekutsche, die Hofer, seine Frau Hedwig, Schwiegersohn Oberlehrer Hans Friedl und dessen vierjähriges Büblein heimbringen sollte, konnte auf der Straße nicht mehr weiter, um im nur etwa 200 Meter entfernten Dorf Glotzing Schutz zu finden. Allein der außerordentlichen Geschicklichkeit und dem Opfermut des Kutschers Anton Zecher konnten es die Wageninsas-

sen danken, dass sie mit ihrem Leben davonkamen.

Doch lang sollte der pensionierte Schulleiter Oberlehrer Josef Hofer dieses dramatische Ereignis nicht überleben. Am Abend des 27. Februar 1912 erlitt er einen Blutsturz infolge Arterienverkalkung. Schon seit 14 Jahren hatte Hofer mehrfach derartige Krankheitsanfälle, die das Schlimmste befürchten ließen. Diesmal erwies sich die Kunst der Ärzte als vergeblich: am 16. März 1912 starb Josef Hofer; am 19. März, seinem Namenstag, wurde er am Friedhof in Putzleinsdorf beerdigt.

In einem Bericht des Linzer Volksblattes stand zu lesen: *„Putzleinsdorf hatte alles aufgeboten, um seinen Ehrenbürger noch in seinem Tode würdig zu ehren: Gemeinde-, Pfarr-, und Marktvertretung hatten sich vollzählig eingefunden, desgleichen Feuerwehr und Musikverein, sowie auch die Beteiligung von Seite der Bevölkerung eine großartige zu nennen ist. Den Kondukt führte der Stiftsherr Konrad von Schlägl, ein Sohn des Verblichenen. Außer den Ortsseelsorgern nahmen am Kondukte teil die Herren Pfarrer von Sarleinsbach und Lembach, Geistl. Rat Rechberger, Prof. Dr. Franz Fuchs und Pfarrer Mayrhofer von Abtsdorf. Eine besondere Ehre für die trauernde Familie war das Erscheinen des Herrn Landeshauptmannes Johann Nepomuk Hauser und des Herrn Direktors Alois Walcher vom Linzer Taubstummeninstitut, zweier guter Freunde des Verewigten. Außerordentlich groß war die Anteilnahme seitens der Lehrerschaft."* Witwe Hedwig Hofer überlebte ihren Mann um 33 Jahre; sie starb am 25. Juni 1945.

Trauriges Nachwort

So eng liegen Freude und Trauer beisammen: Um den Mitgestaltern der Josef-Hofer-CD für ihre monatelange unentgeltliche Arbeit zu danken und die soeben fertiggestellte CD zu präsentieren, hatte man am 6. Oktober 2012 zu einem gemütlichen Abend ins Pfarrheim Putzleinsdorf geladen.

Doch die Freude wurde jäh zerstört, als während der Zusammenkunft gegen 21 Uhr im ausgebauten Dachbodenbereich des Pfarrheimes – dort befindet sich der Probenraum des Kirchenchores – ein Brand ausbrach. Mit großer Geschwindigkeit breitete sich das Feuer aus. 13 Feuerwehren aus der Umgebung konnten trotz größtem Einsatz nicht verhindern, dass bis Mitternacht das gesamte Dachgeschoss ein Raub der Flammen wurde – und mit ihm das Notenarchiv des Chores, in dem auch der Nachlass von Komponist Josef Hofer liegt.

Einiges konnten Feuerwehrmänner noch aus dem brennenden Raum retten, bevor ein weiteres Betreten lebensgefährlich wurde, doch eine erste Sichtung dieses Materials brachte die ernüchternde Gewissheit, dass nahezu alle wertvollen Noten-Handschriften Josef Hofers samt den Kopien seiner Kompositionen zerstört sind. Der Schock und die Trauer über den unwiederbringlichen Verlust sind groß. Mit der produzierten CD bleibt zumindest ein kleiner Teil des Schaffens von Josef Hofer der Nachwelt erhalten.

Die Ausführenden der Josef-Hofer-CD

Der Kirchenchor Putzleinsdorf, belegbar bis zurück ins Jahr 1650, steht seit 1986 unter der Leitung von Norbert Huber. Neben der Gestaltung der Festtagsliturgien veranstaltet der Chor immer wieder Kirchenkonzerte, die überregionale Beachtung finden. Im Repertoire befinden sich alle gängigen klassischen Orchestermessen von Haydn, Mozart, Schubert, daneben aber auch Raritäten aus allen Epochen.

Seit 1947 tritt das Ensemble auch als Volksliedchor unter dem Namen „Hanrieder-Hofer-Sängerrunde" auf. Als Projektchor und Solisten wirkten die Mitglieder bei Opernproduktionen der Singspielbühne Lembach und bei Konzerten des NordwaldKammerorchesters mit.

Die Musikkapelle Putzleinsdorf wurde 1849 von Schulmeister Anton Wögerbauer gegründet und begleitet seither – unterbrochen nur von den beiden Weltkriegen – kirchliche und weltliche Feste des Ortes. Josef Hofer, Hans Friedl, Ludwig Schernberger I. und II., Franz Höfler und August Starlinger führten die Kapelle mit Einsatz und Geschick ins 21. Jahrhundert. Seit 2006 ist Elke Wullner kompetente Kapellmeisterin der Putzleinsdorfer Blasmusik.

Das NordwaldKammerorchester entstand 2004 im Rahmen eines EUREGIO-Projektes in Zusammenarbeit von Musikschulen aus Oberösterreich und Tschechien. Es bietet Schülern und Absolventen die Möglichkeit, unter fachkundiger Anleitung ein großes Orchesterrepertoire zu erarbeiten und zu präsentieren. Die künstlerische Leitung des Orchesters teilen sich dessen Gründer Norbert Huber und Thomas Eckerstorfer, Musikstudent aus St. Martin/M. Neben Konzerten in Oberösterreich und Südböhmen waren Konzertreisen nach Brüssel und Kirov (Russland) Höhepunkte in der noch jungen Vereinsgeschichte.

Norbert Huber, der Initiator und Gesamtleiter des Projektes, wuchs in Putzleinsdorf in einem musikalischen Elternhaus auf. Sein Vater und erster Lehrer Adolf Huber (1928–2006) war in allen musikalischen Belangen, die der Ort zu bieten hatte, tätig; unter anderem als Organist von 1951 bis 2006. Norbert Huber erhielt eine umfangreiche und vielseitige musikalische Ausbildung unter anderem bei Prof. Eugen Hellsberg und Herbert Pürchenfellner. Er erwarb Abschlussdiplome am Bruckner-Konservatorium Linz und am Kodály-Institut in Kecskemét (Ungarn). Studien- und Konzertreisen in viele Länder Europas. Als Leiter der Singspielbühne Lembach erlangte er überregionale Bekanntheit.

Karl Lindorfer, Volksschuldirektor und Obmann des Pfarrgemeinderates in Putzleinsdorf, Vorstandsmitglied der Hanriedergemeinde, hat das Projekt in allen Phasen mitgetragen. Er beteiligte sich an den Recherchen, übernahm organisatorische Aufgaben, koordinierte die begleitenden Schriftarbeiten und wirkte auch bei der Einspielung mit. Über die Arbeit als Pädagoge hinaus ist ihm die Kulturförderung und Kulturvermittlung ein großes Anliegen.

Die Hanriedergemeinde Putzleinsdorf trägt das CD-Projekt. Der 1963 gegründete überregionale Verein hat sich zum Ziel gesetzt, das Werk Norbert Hanrieders aufzuarbeiten, zu veröffentlichen und der Nachwelt zu erhalten. In diesem Sinne sind bisher erschienen: „Mühlviertler Mahrln" (1969), „Der Oberösterreichische Bauernkrieg" (1964) und „Dichtungen in Hochsprache" (1989). Im Gemeindeamt Putzleinsdorf betreut der Verein einen Gedenkraum zu Ehren Hanrieders, bei diversen Veranstaltungen wird dessen literarisches Werk gepflegt und tradiert. Obmann Johann Falkinger, pensionierter Bankstellenleiter, führt mit großer Umsicht den Verein. Er schreibt selbst Mundartgedichte und hat sich im Rahmen des vorliegenden Projektes große Verdienste um die Aufarbeitung der Biographie Josef Hofers erworben.

Erhältlich ist die CD zum Preis von 15 Euro bei der Hanriedergemeinde, Lindenweg 3, 4134 Putzleinsdorf, Tel. 07286/8180, oder johann.falkinger@aon.at

„Zwischen zwei Heimaten". Josef Andreas Kauer

Von Thekla Weissengruber

Die Beschäftigung mit der Heimat ist bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts die Beschäftigung mit jenen Orten, an denen der oder die Heimatforscher/in ansässig oder geboren ist. Mit den Schicksalen der Heimatvertriebenen ergab sich ab 1944/45 eine neue Sparte der Heimatforschung – jene der Beschäftigung mit der verlorenen Heimat. Josef Andreas Kauer verbindet in seinem Lebenswerk zwei „Heimaten". Einmal die Arbeit mit der neuen Heimat, die für ihn Leonding wurde und für die er in der Öffentlichkeit bekannt ist und auch geehrt wurde. Gleichwertig bestand für ihn andererseits aber die Beschäftigung mit der alten, verlorenen Heimat.

Als Sohn eines Weinproduzenten in Weißkirchen (heute Bela Crkva) im Banat (heute Serbien) wurde J. A. Kauer 1932 geboren, um schon als 12-Jähriger die Vertreibung und den damit einhergehenden tragischen Zerfall der Familie hautnah mitzuerleben. In Oberösterreich fand er zunächst in Prambachkirchen mit seinen jüngeren Geschwistern und seiner Mutter bei Bauern Unterkunft und Arbeit. Der Vater konnte aus der Kriegsgefangenschaft nach Oberösterreich nachfolgen, verstarb aber relativ früh 1960. Seinem Sohn Josef hatte er tiefes Heimatbewusstsein und den Auftrag eingepflanzt, die Geschichte des Heimatortes nicht nur zu erforschen, sondern auch künftigen Generationen weiterzugeben. Schon bald nach dem Ende des Krieges übersiedelte die Familie Kauer in eine der Barackensiedlungen nach Linz, wo die Heimatvertriebenen zusammengefasst wurden.[1] Wegweisend wurde für Josef Andreas Kauer der einjährige Besuch der legendären Schule für Volksdeutsche in Eferding. Der Zusammenhalt der deutschsprachigen Kinder und Lehrer aus den verschiedensten Regionen hat auch nach der Schließung 1949 eine Gemeinschaft hervorgebracht. Hier wurde 1.362 Schülern eine Ausbildung ermöglicht, da „Ausländer" an Mittel- und Fachschulen Studiengelder zahlen mussten und ihnen aufgrund ihrer meist katastrophalen wirtschaftlichen Lage ein Hilfsarbeiterdasein vielfach als einzige Option zu verbleiben drohte.[2] Außer den 57 Prozent Donauschwaben besuchten Siebenbürger Sachsen und Sudetendeutsche die Schule. Nebenbei arbeitete auch Josef Andreas Kauer (in der Linzer VÖEST) als Hilfskraft, um mit seinem kleinen Einkommen die Geschwister und die Eltern zu unterstützen. Der Schulausbildung folgten die Lehrerbildungsanstalt in Linz sowie erste

[1] Oskar Feldtänzer, Georg Wildmann: 60 Jahre Donauschwaben in Oberösterreich 1944–2004. Herausgegeben von der Landsmannschaft der Donauschwaben in Oberösterreich. Linz 2004. S. 77 ff.

[2] Alfred Oberwandling: Sudetendeutsche in der Wirtschaft Oberösterreichs nach 1945. 2. Auflage. Hrsg. Im Dezember 2005 im Selbstverlag Sudetendeutsche Landsmannschaft in Oberösterreich. S. 53. – vgl. auch: Georg Wildmann: Gymnasium und Lehrerbildungsanstalt für Volksdeutsche in Eferding 1945–1949. www.donauschwaben-ooe.at. 11. 9. 2012.

Josef Andreas Kauer 2011. Foto: Judith Fromherz

Anstellungen in Leonstein, Steyrling, Steinbach a. d. Steyr, Prambachkirchen und Achleiten als Volksschullehrer. Von 1958–60 legte er die Hauptschulprüfungen in Deutsch, Englisch und Turnen ab und kam zunächst an die Hauptschule Traun, dann an die Hauptschule in Leonding, wo er 1980 zum Leiter der HS Doppl berufen wurde und bis zur Pensionierung 1991 wirkte.

Schon während seiner Ausbildung und ersten Dienstjahre begann für ihn die intensive Beschäftigung mit Zeitzeugen aus Weißkirchen, die er zu den unterschiedlichsten Themen befragte. Später wurden die Stimmen auf Tonbändern und Kassetten gesichert, die Texte in unzähligen Stunden abgetippt und themengerecht in Aufsätzen veröffentlicht. Zu Hilfe kam ihm, dass eine relativ große Gruppe von Weißkirchnern im Umkreis von Linz und Traun eine neue Heimat gefunden hatte. Ab 1970 intensivierte er die Dokumentation kulturpolitischer, gesellschaftlicher und historischer Belange Weißkirchens, darunter die Einwohnersituation im Jahre 1939.[3] Kauer sammelte über 5000 Bildzeugnisse aus der alten Heimat und konnte als Höhepunkt jener Forschungstätigkeit im Jahre 1985 sein Bildarchiv mit der Herausgabe des „Bildbands zum Heimatbuch Weißkirchen" krönen; auf 552 Seiten werden 1500 Abbildungen gezeigt. Herausgestellt werden muss hier, dass er es damit geschafft hat, vielen der Abgebildeten den richtigen „Namen" und so eine Identität zu geben. Auch sind diese Fotos gemäß ihrer Herkunft und Ortsbezeichnung wichtige Quellen geworden; ergänzend enthalten die Bildtexte ausführliche volkskundliche Beschreibungen, Schilderungen aus dem Arbeitsleben, Erklärungen zu Besonderheiten der Landschaft sowie Berichte aus dem Vereins- und Kulturleben der Stadt Weißkirchen.[4] Wenige Jahre später, 1988, wurde Kauer zum redaktionellen Leiter der „Weißkirchner Nachrichten", einem unregelmäßig erscheinenden Heimatblatt, das er mit den Ergebnissen seiner Forschungen füllte. Bis heute beschäftigt ihn diese Arbeit weiterhin. Mit großem Elan ging er 1992 daran, im Museum der Heimatvertriebenen im Schloss Traun auch ein Museum für die Donauschwaben mit Schwerpunkt Weißkirchen einzurichten, zu betreuen und jährlich mit

[3] Friedrich Gstettenhofer. Josef A. Kauer zum Konsulenten ernannt. In Weißkirchner Nachrichten Folge 103. 1989.

[4] Hinweis von Josef Andreas Kauer vom 8. 2. 2010.

kleineren Sonderausstellungen zu bereichern. Leider musste dieses Museum 2002 geschlossen werden.

Nicht zufällig hat die Heimatforschung der Heimatvertriebenen eine eigene Ausrichtung gefunden. Den Vertriebenen ging es darum, das Wissen um die verlorene Heimat und dabei ihre ganz spezielle Region oder ihren ganz speziellen Ort gezielt weiterzugeben. Jede Ortsgemeinschaft erarbeitet selbst ihre Ortsgeschichte, und so konnte die 1978 gegründete „Donauschwäbische Kulturstiftung" mittlerweile schon 80.000 Bücher über die Geschichte der Donauschwaben veröffentlichen. Auf Anregung von Josef Volkmar Senz wird seit den 1990er-Jahren intensiv an einer großen Übersicht und wissenschaftlichen Aufarbeitung der Geschichte der Donauschwaben gearbeitet, wobei bereits drei Bände herausgegeben werden konnten.[5]

Für seine Leistungen auf dem Gebiet der Geschichtsforschung, worin seine „zweite Heimat" einen unverrückbaren Platz einnimmt, ist Josef Andreas Kauer allgemein wohlbekannt. Gemäß den Worten von Heinrich Gleißner war in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg die „Wiedereinbindung des entwurzelten Menschen in die Heimat" wichtig.[6] Man möchte, muss ergänzen, dass es für Tausende eine „neue" Heimat war.

Seit 1958 war Kauer in Leonding an der dortigen Hauptschule tätig, wo sein ausgeprägtes Interesse an der Geschichte und Volkskunde der Region sofort auffiel.[7] In Leonding konnte er bei seinen Forschungen, die er ab 1969 systematisch verstärkte, auf guten Grundlagen aufbauen: Um Karl Karning (1878–1953) hatten sich bereits 1932 heimatkundlich Engagierte aus allen Körperschaften der Gemeinde geschart, um eine heimatkundliche Arbeitsgemeinschaft zu gründen.[8] Gründungsmitglied war auch Alois Harrer, der spätere Hauptschuldirektor in Leonding. Diese Arbeitsgemeinschaft sammelte „Zeugen der Vergangenheit" und errichtete 1934 ein eigenes Heimatmuseum, das aber schon 1942 wieder geschlossen werden musste. Bis ca. 1938 wirkte die Arbeitsgemeinschaft sehr vielfältig in verschiedenen Belangen der Volkstumspflege, arrangierte Ausstellungen und Heimatabende und bündelte das Wissen um die Geschichte der näheren Heimat. Beraten und gefördert wurde sie von keinem Geringeren als Dr. Adalbert Depiny (1883–1941).[9] Die

---

5 Band 1: Oskar Feldtänzer. Das Jahrhundert der Ansiedlung 1689–1805. München 2006. Band 2: Ingomar Senz. Wirtschaftliche Autarkie und politische Entfremdung 1806–1918. München 1997. Band 3: Georg Wildmann. Die Tragödie der Selbstbehauptung im Wirkfeld des Nationalismus der Nachfolgestaaten 1918–1944. Erschienen 2010. Der vierte Band, der sich mit „Flucht-Vertreibung-Verfolgung-Überleben-Eingliederung" der Donauschwaben beschäftigt und von Georg Wildmann herausgegeben wird, ist leider noch nicht erschienen. Georg Wildmann: Aus der Werkstatt geplaudert. www.donauschwaben-ooe.at. 11. 9. 2012

6 Zitiert nach: Aldemar Schiffkorn: „Menschen mit brennenden Herzen …" – Eduard Kriechbaum. In: Oberösterreichische Heimatblätter 35. Jh. (1981) H. 1/2. S. 126. Vgl. Siegfried Kristöfl: Heimatforschung. Manuskript zu den in Druck befindlichen „Mitteilungen des OÖ. Landesarchivs". Bd. 23. Jg. 2012. S. 14. Die Autorin dankt Siegfried Kristöfl für die Bereitstellung des Manuskriptes.

7 Hinweis von Alois Kreinecker, langjähriger Hauptschuldirektor in Leonding und ehem. Vizebürgermeister, im Gespräch vom 12. 10. 2012.

8 Karl Karning: Die Heimatkundliche Arbeitsgemeinschaft Leonding. In: Oberösterreichischer Kulturbericht 1949/Folge 3.

9 Ausführlich zu Depiny vgl. Siegfried Kristöfl. Heimatforschung a. a. O. – Martha Khil: Adalbert Depiny. Ein Lebensbild. In: Oberösterreichische Heimatblätter. 1. Jg. (1947). H. 1. S. 2–14.

Chronik von Karl Karning bildet noch immer eine wichtige Grundlage zur Heimatgeschichte, dasselbe gilt für die handschriftlich verfassten 82 Mappen zur Ortsgeschichte, die thematisch sortiert nun zur Verfügung standen.[10]

Nach Karnings Ableben ging dieses Forschungsmaterial in den Besitz von Alois Harrer (1907–1970) über, der es kurz vor seinem Tod dem jungen Lehrer Josef Andreas Kauer vermachte.[11] Alois Harrer hatte es sich nach dem Krieg zur Aufgabe gestellt, den Wissensschatz dieser gesammelten Beiträge in einem eigenen Mitteilungsblatt, dem „Leondinger Heimatbrief", ab 1960 unter das Volk zu bringen. In gewisser Weise waren diese Heimatbriefe das Vorgängerblatt des „Leondinger Gemeindebriefes", der ab 1971 in den Verantwortungsbereich der Gemeinde überging und nicht nur als Mitteilungsblatt fungieren, sondern auch eine Fortsetzung der Chronik Leondings darstellen sollte. Von Anbeginn wurden hier zu den verschiedensten Themen heimatkundliche Beiträge von Josef Andreas Kauer veröffentlicht, für die er von der Gemeinde auch eine geringfügige Entschädigung erhielt. In Summe waren es rund 180 Fachartikel, hinzu gesellten sich Beiträge in den Jubiläumsbüchern der Stadtgemeinde oder des Bezirkes.

Daneben baute Kauer ein umfangreiches Archiv zur Stadtgeschichte auf, befragte unzählige Zeitzeugen und ist bis heute der erste Ansprechpartner, wenn es um Details zur städtischen Historie geht. Einer Aktennotiz folgend übernahm er 1970 die am Dachboden im Leondinger Schulgebäude eingelagerten Reste des ersten Stadtmuseums. Er erwirkte beim damaligen Bürgermeister die Schaffung eines Depots und bekam von der Kommune den Auftrag, Objekte für ein Heimatmuseum anzusammeln, wofür man ihm auch ein bescheidenes Ankaufsbudget zuwies. Diese Sammlung, von Kauer in wenigen Jahren auf rund 12.000 Objekte ergänzt, bildet nach wie vor den Kern der Dauerausstellung im Turm 9, dem neuen Stadtmuseum Leonding. Am 11. Juni 1976 konnte Kauer dann anlässlich der Stadterhebungsfeierlichkeiten sein erstes eigenes Museum in der Gewerbegasse Nr. 4 eröffnen. Vielen Leondingern ist dieses Museum noch in lebhafter Erinnerung; Sammlungsschwerpunkt waren historische Produktionsmethoden, Hausrat, Landwirtschaft und die Geschichte der Schulen in Leonding, der er 1981 eine

[10] Martha Khil: Karl Karning zum Gedenken. In: Oberösterreichischer Kulturbericht. Folge 50/51. Hrsg. vom Institut für Landeskunde 11. 12. 1953. – vgl. auch: Josef Andreas Kauer: Vor 60 Jahren. Ein Eisenbahner schreibt die Leondinger Gemeindechronik und beginnt mit der Anlage eines Heimatbuches. In: Leondinger Gemeindebrief. Folge 112/1995. S. 18–24.

[11] Hinweise von Josef Andreas Kauer: Alois Harrer – Lehrer, Chorleiter, Organist, Heimatforscher, Volksbildner. Ein Portrait anlässlich seines 100. Geburtstages. In: Leondinger Gemeindebrief. Folge 190/2007. S. 22. Die Autorin dankt Uwe Christian Harrer für die zahlreichen Hinweise im Gespräch vom 18. 5. 2012 und Gerhard Tolar für die Reinschrift der Zeitzeugeninterviews und sonstige vielfältige Unterstützung.

Verleihung des Konsulententitels für Wissenschaft an Josef Andreas Kauer durch LH Stv. Dr. Eckmayr am 11. 12. 1989. *Foto: E. Grilnberger*

große Sonderausstellung widmete.[12] (Einen persönlichen Rückschlag bedeutete es für den unermüdlichen Forscher, dass das von ihm Mitte der 1990er-Jahre im sogenannten „44er Haus" geplante Ortsmuseum 1999 andernorts, im Turm 9, eröffnet und sein ursprüngliches Konzept von wissenschaftlichen Mitarbeitern „adaptiert" wurde).

Stets war J. A. Kauer bestrebt, seinen Schülern und Schülerinnen neben der Weitergabe von Wissen und Geschichtsbegeisterung auch ein Verantwortungsbewusstsein gegenüber Kulturgütern zu vermitteln. Dies gelang und gelingt ihm unverändert bei seinen eindrucksvollen Vorträgen für alle Altersklassen im Rahmen der Veranstaltungsreihe „Geschichten rund um den Turm". In Anerkennung seines umfangreichen, verdienstvollen Wirkens für die Stadtgemeinde Leonding und darüber hinaus ist Josef Andreas Kauer mehrfach ausgezeichnet worden, so z. B. 1989 mit dem Titel „Konsulent der OÖ. Landesregierung f. Wissenschaft", 1985 mit dem Ehrenzeichen und 1995 mit dem Ehrenring der Stadtgemeinde Leonding.

[12] Zur Geschichte des Museums vgl. Thekla Weissengruber: Turm 9 Stadtmuseum Leonding. Von der Dorfsammlung zum multimedialen Regionalmuseum. In: Oberösterreichische Heimatblätter. 57. Jg. 2003. Heft 1/2. S. 35–43. Bzw. Josef Andreas Kauer: Schicksale und Anliegen eines Heimatmuseums. In: Leondinger Gemeindebrief. 7. Jahrgang (1970). Folge 1. S. 2–3. – Josef Andreas Kauer: Das Heimatmuseum Leonding. In: Leondinger Gemeindebrief. 8. Jg. (1978). Folge 21. S. 11–16. – Josef Andreas Kauer: Aus der Geschichte des Leondinger Heimatvereins und des Heimatmuseums. In: Leondinger Gemeindebrief 9. Jg. (1979). Folge 22. S. 13–16.

Viel zu schnell vergehen Zeiten und Möglichkeiten, Wissen zu speichern, das in den Köpfen von Persönlichkeiten gebunden und nicht immer in schriftlicher oder digitaler Form für die Nachwelt verfügbar ist. Jede Generation muss dieses Gut in sorgsamer Kleinarbeit frisch zusammentragen, erforschen, auswerten und publizistisch erschließen. Zum „Achtziger" wünsche ich Josef Andreas Kauer noch viele Jahre frohen, erfolgreichen Schaffens inmitten seiner Wissenssammlung – und seinen Archivschätzen die gebührende Aufmerksamkeit auch künftiger Generationen!

Volkskundliche Publizistik: Zum Gedenken an Prof. Dr. Helene Grünn (1918–2011)

Von Olaf Bockhorn

Am 7. 4. 2011 verstarb in Baden bei Wien Helene Grünn, der nicht nur Niederösterreich, sondern auch Oberösterreich eine Reihe von – zum Teil innovativen – volkskundlichen Beiträgen verdankt. Am 13. 4. 1918 in Wiener Neustadt geboren, wuchs sie in Leobersdorf auf, wo ihr Vater als Techniker in der Maschinenfabrik beschäftigt war. Nach der Matura am Mädchenrealgymnasium Baden begann sie ein Lehramtsstudium für Deutsch und Geschichte an der Universität Wien, das sie kriegsbedingt und wegen ihrer Eheschließung mit Dipl.-Ing. H. Notthaft unterbrach. Erst nach Kriegsende und der Nachricht vom Tode ihres Mannes in russischer Kriegsgefangenschaft nahm sie das Studium wieder auf, diesmal allerdings Volkskunde als Hauptfach (beim damals einzigen Vertreter des Fachs, Dozent Leopold Schmidt, der seine Lehrveranstaltungen an seinem Arbeitsort, dem Österreichischen Museum für Volkskunde, abhielt) und Kunstgeschichte wählend. Noch vor Studienabschluss heiratete sie 1951 Dkfm. Hans Grünn, der im selben Jahr eine Anstellung bei der VÖEST in Linz gefunden hatte. Nach Approbation der von L. Schmidt betreuten Dissertation („Weinbauvolkskunde des niederösterreichischen Südbahn-Weingebietes", Wien 1951) und Ablegung der Rigorosen wurde sie 1952 zur Doktorin der Philosophie promoviert und übersiedelte endgültig nach Linz.

Hier knüpfte die frischgebackene Akademikerin bald Kontakte zu Franz Lipp, Leiter der volkskundlichen Sammlung des OÖ. Landesmuseums, der sie zur (ehrenamtlichen) Mitarbeit in seiner Abteilung einlud, welcher Offerte sie vier Jahre hindurch nachkommen sollte. Die von ihr vorgenommene Inventarisierung der Rosenkranz-Bestände führte zu ihrer ersten längeren wissenschaftlichen Veröffentlichung (drei kürzere waren schon während des Studiums erschienen); graphische Darstellungen von oberösterreichischen Grabkreuzen

im Museumsbesitz regten zu einer weiteren Arbeit an, die dann im Jahrbuch des OÖ. Musealvereines publiziert werden konnte. Über das Museum und durch Franz Lipp kam es zur Begegnung mit Max Kislinger und in der Folge zu Grünns Mitarbeit an dessen beiden Bänden zur „Bauernherrlichkeit" aus den Jahren 1957 und 1969.

Ab 1957 widmete sich Helene Grünn vermehrt ihrem Heimatland Niederösterreich – im genannten Jahr war sie zur Geschäftsführerin des Niederösterreichischen Heimatwerkes bestellt, somit zur Pendlerin zwischen Wien und Linz geworden, ein Zustand, der bis 1982 andauern sollte. Solcherart konnte sie in Oberösterreich ihre (bereits zuvor begonnene) Sammel-, Forschungs- und Publikationstätigkeit fortsetzen: zur Volkskunde der Heimatvertriebenen im Raum von Linz (deren Herkunftsgebiete, Siebenbürgen und Batschka, waren ihr durch längere Besuche schon aus der Zwischenkriegszeit bekannt); über die Wäscherinnen und Wäscher im Linzer Stadtgebiet; zu Bräuchen der Fabriksarbeiter …

Im NÖ. Heimatwerk bzw. im übergeordneten NÖ. Bildungs- und Heimatwerk kamen neue Aufgaben auf sie zu: Trachtenberatung und -erneuerung, Hilfestellung für Heimatvereine und Musikkapellen, Fest- und Feiergestaltung etc.; dass sich daraus auch Möglichkeiten für Ausstellungen und einschlägige Veröffentlichungen ergaben, sei hier ebenso erwähnt wie die Tatsache, dass Helene Grünn durch die Gründung und langjährige Leitung einer Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde im Rahmen des Bildungs- und Heimatwerks auch die wissenschaftliche Volkskunde im Lande zu fördern trachtete (Organisation von vielbeachteten Tagungen, Herausgabe der Buchreihe „Niederösterreichische Volkskunde"). Darin veröffentlichte sie neun eigene Studien: vier zum Thema Tracht in Niederösterreich (eine davon gemeinsam mit Franz Lipp), zwei zur niederösterreichischen Volkskunde (Pecher, Weinbau), drei mit Bezügen auch zu Oberösterreich (zu Tür und Tor, zu Fassbindern und -böden, zur Kulturgeschichte des Wäschewaschens). Grünns lebenslanges Interesse an Volksfrömmigkeit fand u. a. Niederschlag in der Planung und Mitgestaltung des 1975 eröffneten Wallfahrtsmuseums „Via Sacra" in Kleinmariazell, in das auch ihre private „Sammlung religiöser Volkskunde" aufgenommen wurde (sie kam nach Schließung des Museums als Schenkung an das Museum der Stadt Baden).

1982 ging ihr Mann als stellvertretender Vorstandsvorsitzender der VÖEST in Pension; das Ehepaar Grünn tauschte die gastfreundliche Dienstvilla in der Linzer Bockgasse gegen ein adaptiertes Winzerhaus in Baden, das sich im Familienbesitz von Hans Grünn befand. Hier verbrachte Helene Grünn, anfänglich noch wissenschaftlich tätig, ihre letzten Lebensjahrzehnte, für ihr Wirken vielfach geehrt und ausgezeichnet, unter anderem mit dem Berufstitel „Professor" (1973), der Michael-Haberlandt-Medaille des Vereins für Volkskunde (1977), dem Österreichischen Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst (1978), dem Kulturpreis der Stadt Baden (1970) und des Landes Niederösterreich (1980), oder der Medaille in Gold des NÖ. Bildungs- und Heimatwerkes (1986).

Ihre Autobiographie von 1995, ihr „Lebensweg", ist gleichzeitig ein Beitrag

zur österreichischen Zeit- und volkskundlichen Fachgeschichte, verfasst von einer Volkskundlerin, die – methodisch und thematisch von ihren beiden Mentoren, den späteren Museumsdirektoren und Universitätsprofessoren Leopold Schmidt (1912–1981) und Franz Lipp (1913–2002) beeinflusst – in ihren Arbeiten durchaus auch eigene Wege beschritt. Ein Platz in der Geschichte ihrer Wissenschaft ist der im Alter von fast dreiundneunzig Jahren verstorbenen Doyenne der österreichischen Volkskunde sicher.

Auswahlbibliographie

Die folgende Aufstellung enthält Helene Grünns Beiträge zur oberösterreichischen Volkskunde bzw. Arbeiten, die thematisch und materialmäßig Bezüge zu Oberösterreich aufweisen. Die Grundlage bildet die korrigierte Liste der Publikationen in besagter Autobiographie (S. 170–174). Für weiterführende Hinweise sei Dr. Andrea Euler herzlich gedankt.

Rosenkränze in Oberösterreich. Die Bestände des Oberösterreichischen Landesmuseums und ihre Zusammenhänge. In: Schmidt, Leopold (Hg.): Kultur und Volk. Beiträge zur Volkskunde aus Österreich, Bayern und der Schweiz. Festschrift für Gustav Gugitz zum 80. Geburtstag (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. 5). Wien 1954, S. 117–128.

Volkskundliches vom Wäschereigewerbe um Linz. In: Jahrbuch der Stadt Linz 1954, Linz 1955, S. 581–662.

Wäschermädelball 1954. In: Linzer Volksblatt, 80. Jg. 1954, Nr. 48, 27. 2. 1954, S. 13.

Donauschwäbische Siedlung „Neu Ruma" am Stadtrand von Linz. In: Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1955, Linz 1955, S. 407–442.

Mensch und Maschine – eine Gemeinschaft. In: Oberösterreich, 5. Jg., H. 3/4, Linz 1955/56, S. 65–67.

Der Barbara-Weizen bei den Donauschwaben. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. X/59, Wien 1956, S. 36–42.

Oberösterreichische Grabkreuze in volkskundlicher Sicht. In: Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines, Bd. 101, Linz 1956, S. 251–274.

Erläuternder Text von Otfried Kastner und Helene Grünn zu: Max Kislinger, Alte Bauernherrlichkeit (= Denkmäler der Volkskultur aus Oberösterreich, Bd. 1). Linz 1957.

Besprechung von: Hans Commenda, Volkskunde der Stadt Linz an der Donau. 2 Bde., Linz 1958/1959. In: Deutsches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. 6/Teil 2, Berlin 1960, S. 486–488.

Faßbinder – Faßboden, Handwerk und Kunst (= Niederösterreichische Volkskunde, Bd. 3). Wien 1967.

Volkskunde der heimatvertriebenen Deutschen im Raum von Linz (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. 13). Wien 1968.

Neubearbeitung des erläuternden Textes zur ‚Bauernherrlichkeit' in: Max Kislinger, Bauernherrlichkeit. Alte bäuerliche Kunst. Linz 1969.

Der heilige Abend in der Fabrik. In: Beitl, Klaus (Hg.): Volkskunde. Fakten und Analysen. Festgabe für Leopold Schmidt zum 60. Geburtstag (= Sonderschriften des Vereines für Volkskunde in Wien, Bd. 2). Wien 1972, S. 271–274.

Brauchtum der Fabriksarbeiter. Beobachtungen in der Voest-Alpine AG (= Sonderabdruck aus dem Anzeiger der phil.-hist. Klasse d. ÖAdW, 111. Jg, So 7; gleichzeitig: Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde, Nr. 2). Wien 1974, S. 188–210.

Wirtschaft und Brauchtum: Der Arbeiter im Strukturwandel. In: Oberösterreich, 25. Jg., Linz 1975, H. 3, S. 57–62.

Die Hausbank. Beobachtungen zu einem unscheinbaren Möbel. In: Beitl, Klaus – Franz Grieshofer (Ltg.): Volkskultur. Mensch und Sachwelt. Festgabe für Franz Lipp zum 65. Geburtstag (= Sonderschriften des Vereines für Volkskunde in Wien, Bd. 3). Wien 1978, S. 123–131.

Wäsche waschen – Volkskunde aus dem Lebensraum der Donau (= Niederösterreichische Volkskunde, Bd. 10). Wien 1978.

Hag, Zaun, Gatter und Gattertor. In: Martischnig, Michael (Hg.): Sammeln und Sichten. Festschrift für Franz Maresch zum 75. Geburtstag. Wien 1979, S. 173–196.

Besprechung von: Franz Lipp, Goldhaube und Kopftuch. Zur Geschichte und Volkskunde der

österreichischen, vornehmlich Linzer Goldhauben und oberösterreichischen Kopftücher. Linz 1980. In: Morgen, H. 15/1981, Wien 1981, S. 75 f.

Volkskunst um Tür und Tor (= Niederösterreichische Volkskunde, Bd. 14). Wien 1982.

Naturstein Granit als Baumaterial. In: Acker-Sutter, Rotraut: Heimat als Erbe und Auftrag. Beiträge zur Volkskunde und Kulturgeschichte. Festschrift für Kurt Conrad zum 65. Geburtstag. Salzburg 1984, S. 228–242.

Aufgabe – Mensch – Volkskultur. Mein Lebensweg. Wien 1995.

Der Maibaum im Werksgelände. In: Dimt, Gunter (Hg.): Volkskunde. Erforscht – Gelehrt – Angewandt. Festschrift für Franz Lipp zum 85. Geburtstag (= Studien zur Kulturgeschichte von OÖ, Bd. 7). Linz 1998, S. 135 f.

Buchbesprechungen

Elisabeth Schiffkorn, Linzer Sagen und Geschichten / Das Oberösterreichische Sagenbuch, Band 1. *Verlag Regional Edition, 2011, 303 Seiten, historische und aktuelle Fotos, EUR 19,90.* *ISBN 978-3-902226-53-2*
Karl Hohensinner, Donausagen aus dem Strudengau / Das Oberösterreichische Sagenbuch, Band 2. *Verlag Regional Edition, 2011, 302 Seiten, zahlreiche Schwarzweißabbildungen, EUR 19,90.*
ISBN 978-3-902226-54-9

Mär, Sage und Legende verschmelzen Realgeschichte, Mythos und volkstümliche Überlieferung, schlagen Brücken von der Vergangenheit in die Gegenwart, verbinden Zeit und Raum zu einem Geschehen. Linz, unter Josef II. Kaiserresidenz, war Schauplatz wichtiger Ereignisse, ist reich an Geschichte und Geschichten. Ihrer Um- und Überformung im Lauf der Jahrhunderte wird hier anhand bekannter und weniger bekannter Einzelbeispiele (von Glocken- und Kloster- bis hin zu Donau- oder Teufelssagen) in 26 Abschnitten vielfältig, mit profunder Sachkenntnis unterhaltsam nachgespürt.

Wie die Volkskundlerin, Journalistin und Autorin Elisabeth Schiffkorn beschäftigt sich auch Karl Hohensinner, Kulturwissenschafter und Stadtarchivar von Grein an der Donau, immer wieder intensiv mit regionalen Themen. Sein publizistischer Streifzug durch die bis in die Schreibstuben mittelalterlicher Klöster zurückreichende Sagentradition des Strudengaus geht über die Zweckbestimmung eines anregenden, mit lokalgeschichtlicher Backgroundinformation gespickten Lesebuches weit hinaus und versteht sich zugleich als fachspezifisches Grundlagenwerk innerhalb vergleichender Sagenforschung.

Grimberger/Huber, Das Recht der Privatuniversitäten. *Schriften zum Wissenschaftsrecht, Bd 10. Neuer Wissenschaftlicher Verlag – nwV, Wien/Graz 2012. 129 Seiten, broschiert, EUR 34,80.*

In der Bildungswissenschaft wird heute unterschieden zwischen dem Elementarbereich, d. i. der vorschulische Bereich, dem Primarbereich, d. i. die Volksschule, dem Sekundarbereich, der insbesondere mittlere und höhere Schulen, Berufsschulen und Hauptschulen umfasst, sowie dem Hochschulen und Universitäten umfassenden tertiären Bereich, der auch als postsekundärer oder hochschulischer Bildungsbereich bezeichnet wird. Dazu kommt noch der Bereich der Weiterbildung als Quartärbereich. Sämtliche Bildungseinrichtungen sind aus dem jeweils jährlich erscheinenden Amtskalender (Bundesländerteil, Abschnitt V Wissenschaft und Unterricht) zu ersehen, für Oberösterreich in der Ausgabe 2011/2012, S 685 bis 710, ein anerkennenswerter, indirekter Beitrag zur Landeskunde und ein Hilfsmittel für Eltern schulpflichtiger und weiterbildungswilliger Kinder, vor allem dann, wenn diese – etwa nach der Matura – vor der Wahl ihres Berufes und der hiefür erforderlichen schulischen Ausbildung im postsekundären Bildungsbereich (siehe oben) stehen. Dazu gibt es seit Jahren ein ständig wachsendes Bildungsangebot durch die Fachhochschulen (Amtskalender 2011/2012, S 692). Durch das Hochschulgesetz 2005 wurde die Lehrerausbildung auf Hochschulniveau in Form der öffentlichen Pädagogischen Hochschulen gehoben. Für die Universitäten gilt das Universitätsgesetz 2002, für die – jungen – Privatuniversitäten nun seit 1. März 2012 das Bundesgesetz über Privatuniversitäten, das frühere Regelungen ersetzt. Derzeit sind 13 Bildungseinrichtungen als Privatuniversitäten akkreditiert, in Linz die aus dem früheren „Kons(i)" hervorgegangene Anton Bruckner Privatuniversität, deren Neubau auf den Urfahraner Hagen-Gründen 2014 eröffnet werden soll, und die Katholisch-Theologische Privatuniversität, beide aus dem oö. Bildungsbereich nicht wegzudenken. Steigende Nachfrage wird der Privaten Universität für Gesundheitswissenschaften, Medizinische Informatik und Technik (UMIT) bescheinigt. Ohne sachkundige Hilfe, wie sie das Buch des an der Linzer Kepler Universität tätigen Markus Grimberger und des in Wien niedergelassenen Rechtsanwaltes Stefan Huber leistet, kann man auf diesem weiten Feld der Bildung leicht in die Irre gehen!

Josef Demmelbauer

Simon Loidl/Peter März: „Garanten gegen den Faschismus …". Der Landesverband ehemals politisch Verfolgter in Oberösterreich. *Herausgegeben vom OÖ. Landesarchiv, Herstellung: TRAUNER DRUCK GmbH & Co KG, Linz 2010, 350 Seiten, EUR 26,00.*
ISBN 978-3-902801-005

Unmittelbar nach der Befreiung bemühten sich organisierte Initiativen in ganz Österreich, für Opfer des NS-Terrors auf lokaler bzw. regionaler Ebene Entschädigungen und Hilfeleistungen in verschiedenster Form einzufordern. Anfang 1946 entstand

aus diesen überparteilichen Gruppierungen der „Bundesverband ehemals politisch Verfolgter", umgangssprachlich kurz „KZ-Verband" genannt.

Der „Landesverband ehemals politisch Verfolgter in Oberösterreich" spielte innerhalb des Bundesverbandes eine gewichtige Rolle. Neben der Opferfürsorge zählten Bemühungen um Entnazifizierung und die Etablierung einer Erinnerungskultur rund um das einstige Konzentrationslager Mauthausen zu den wesentlichen Betätigungsfeldern. Und auch nach Auflösung des Bundesverbandes durch SPÖ und ÖVP im März 1948 gingen vom Land ob der Enns entscheidende Impulse zur Fortsetzung dieses humanitären Werkes aus.

In der vorliegenden, zweiteiligen Publikation werden die Geschichte des Landesverbandes und die Bestrebungen von OberösterreicherInnen, ab 1948 mit der „Arbeitsgemeinschaft der politisch Verfolgten" eine eigene überparteiliche Organisation weiterzuführen, umfassend nachgezeichnet. Teil eins gilt den vielfältigen Verbandsaktivitäten sowohl zur finanziellen Unterstützung Geschädigter als auch zum gezielten Aufbau eines kollektiven Gedächtnisspeichers. Im zweiten Abschnitt wurden unter Auswertung der Opferfürsorgeakten des Landes Oberösterreich sowie der Personalakten des Landesverbandes die langwierigen Kämpfe heimischer NS-Regimeopfer um materielle Wiedergutmachung erstmals dokumentarisch erfasst und z. T. anhand von Einzelfällen beispielhaft beleuchtet. – Ein weiterer, substanzieller Beitrag zur Aufarbeitung jüngerer oö. Zeitgeschichte.

Alexander Hepp: Maria vom Blut. Ein verletztes Gnadenbild aus Italien verbreitet sich in Mitteleuropa. Ursprung, Geschichte und Wunder der Wallfahrt im oberschwäbischen Bergatreute. *2. überarbeitete und erweiterte Auflage 2011, 88353 Kißleg (femedien-verlags GmbH), 448 Seiten, 172 meist farbige Illustrationen, EUR 30,70.* *ISBN 978-3-86357-010-1*

Alexander Hepp, Jahrgang 1974, wuchs in Bergatreute, Landkreis Ravensburg, auf und erlebte die Wallfahrt *„Maria vom Blut"* seit seiner Kindheit, besonders während seiner Ministrantenzeit, begeistert mit. Seit 1998 ehrenamtlicher Pfarrarchivar in Bergatreute, behandelte er die Geschichte der Wallfahrt und die verschlungenen Wege der zahllosen Kopien des Gnadenbildes in mehreren bisher unveröffentlichten Manuskripten. Mittlerweile legte er die Ergebnisse seiner Forschungen in hervorragender, dem geneigten Interessenten allgemein empfehlenswerter Buchform vor:

Re, ein kleines Gebirgsdorf im östlichen Teil des Vigezzotales im Piemont, gehört zum Bezirk Ossola in der Diözese Novara nahe der Grenze zum Schweizer Kanton Tessin. Der Ort liegt 711 Meter über dem Meeresspiegel und wäre in keiner Weise bemerkenswert, hätte sich dort nicht im ausgehenden 15. Jahrhundert ein Marienwunder zugetragen; ein Fresko an der Außenwand der alten Kirche St. Mauritius zeigt die Gottesmutter als Milchspenderin *(Maria lactans)* mit dem Jesusknaben auf dem Schoß. An der Mutterbrust liegend und die rechte Hand zum Segensgruß erhoben, hält er in der Linken ein breites Schriftband mit der lateinischen Inschrift *„In gremio matris sedet sapientia patris"* (Im Schoße der Mutter thront die Weisheit des Vaters). Die Gottesmutter, umhüllt von einem sternübersäten blau-grünen Schleierkleid, hält in der steil aufgerichteten rechten Hand einen Blumenspross mit drei roten Blüten. Das von einem unbekannten Künstler geschaffene Fresko entspricht einem damals in Oberitalien weitverbreiteten Typus, in dem sich abendländische und byzantinische Stilelemente mischen.

In der Nacht des 29. April 1494 ereignete sich das Wunder, das weithin Bekanntheit erlangen sollte: ein gewisser Giovanni Zuccano aus Londrago hatte auf das Fresko, das sich bei der bäuerlichen Bevölkerung hoher Verehrung erfreute, einen Stein geworfen und die Gottesmutter an der Stirn getroffen. Die durch den Stein verursachte Beschädigung blieb sichtbar, und plötzlich begann Marias Stirn zu bluten, was deutliche Spuren selbst am grünen Kleid des Jesuskindes hinterließ. Der Blutfluss dauerte bis Ende Mai mit unterschiedlicher Intensität an und wurde umgehend amtlich als Wunder bestätigt. Bald zum Ziel einer regen Wallfahrt mit zahlreichen Wunderheilungen geworden, musste das Gotteshaus mit dem Bildnis der *Madonna del Sangue* wegen des steigenden Andrangs baulich erweitert werden; nach Vergrößerung der Kirche (1776) integrierte man das Gnadenbild in den marmornen Hochaltar, an dessen Rückseite die gesammelten Blutreliquien in einer päpstlich versiegelten Ampulle Aufbewahrung fanden. Nahezu 500 gemalte Votivtafeln geben Zeugnis von Wunderheilungen aus mehreren Jahrhunderten. Am 5. August 1824 krönte Kardinal Giuseppe Morozzo das Gnadenbild, und zur Vierjahrhundertfeier des Blutwunders wurden Pläne zum Bau einer neuen Kirche gefasst, deren Grundsteinlegung allerdings erst 1922 erfolgte. 1928 nahm Kardinal Gamba die zweite Marienkrönung vor, und im August 1958 konnte das neue, von Papst Pius XII. zugleich zur *Basilica minor* erhobene, Gotteshaus nach langer Bauzeit feierlich eingeweiht

werden. Da sich die neue Kirche an die alte Barockkirche anschloss, behielt das Fresko darin weiterhin seinen Standort. Feierlichkeiten zum Jahrestag des Blutwunders werden in Re unter Teilnahme vieler Wallfahrer bis heute regelmäßig zwischen 29. April und 1. Mai abgehalten.

War die Wallfahrt zur *Madonna del Sangue* anfangs auf die Täler zwischen Piemont und Tessin beschränkt geblieben, dehnte sich die Gnadenbildverehrung ab dem Ende des 16. Jahrhunderts auf ganz Mitteleuropa aus. Es waren ausgewanderte, in den verschiedensten Gebieten der österreichischen Erblande niedergelassene italienische Kaminkehrer, die *Spazzacamini*, die für die Verbreitung der Kunde vom Blutwunder sorgten. Sie besaßen Kopien des Gnadenbildes auf aufgerollter Leinwand, die sie oft in eigens dafür errichteten Kapellen verehrten. Wiewohl als wahre Abbildung *(ritrato vero)* bezeichnet, unterschieden sich diese vom Original in einigen Punkten: Das Motiv der *lactatio* ist in den Hintergrund getreten, die entblößte Brust wird durch die Haare des Jesusknaben verdeckt, der rechte Arm Marias fehlt ganz, usw., usw. Der Rauchfangkehrer Bartholomäus Rizolt (gest. 1675), der sich 1650 in der böhmischen Stadt Klattau (heute Klatovy) niedergelassen hatte, besaß ein solches Marienbild. Nach Rizolts Tod gelangte es in den Besitz des Schneiders Andreas Hirschberger, der mit Rizolt's Adoptivtochter verheiratet war. Als Hirschberger wegen der Krankheit seiner Ehefrau und der beiden Kinder Trost vor dem Marienbild suchte, wiederholte sich am 8. Juli 1685 das Blutwunder: auf der Stirn Marias hatte sich roter Schweiß gebildet, und an der Nase des Jesusknaben war ein erbsengroßer Blutstropfen entstanden. Noch am selben Tag wurde das Bild unter großer Anteilnahme der Bevölkerung in die nahe Erzdechanatkirche Mariae Geburt gebracht, wo sich am 20. und 21. Juli 1685 das Wunder vor vierhundert Zeugen abermals wiederholte. Eine rasch nach Klattau entsandte Kommission untersuchte die Vorfälle, worauf der Prager Erzbischof Johann Friedrich v. Waldstein deren *traumaturgischen* (= wundertätigen) Charakter per Dekret bestätigte. Zahlreiche Krankenheilungen in den Folgejahren führten zum Entstehen einer schwunghaften Wallfahrt mit großen Prozessionen. Das Klattauer Gnadenbild, versehen mit einer diamantbestückten Krone, ist in der Mitte des barocken Hochaltars aufgestellt und über einen schlichten Anbetungsraum hinter dem Hochaltar frei zugänglich. Unzählige Abbilder im gesamten böhmischen, pannonischen und süddeutschen Raum sorgten für die weitere Verbreitung des Bildnisses. Als Beispiel sei das Fresko im Kreuzgang des oö. Zisterzienserstiftes Schlierbach genannt, auf das Dietmar Assmanns Essay „Berühmte Marien-Gnadenbilder im 17. Jahrhundert: Die Wandgemälde im Kreuzgang des Stiftes Schlierbach" (OÖ. Heimatblätter 1983, Heft 4) ausführlich Bezug nimmt; Details aus dem oberösterreichischen Expertenbeitrag sind in Hepps Buch mit eingeflossen.

Eine Kopie des wundertätigen Marienbildes hatte Pfarrer Johann Michael Mietinger (1641–1700) nach Bergatreute in Oberschwaben kommen lassen und dort 1688 auf einem Seitenaltar der Pfarrkirche St. Philippus und Jakobus aufgestellt. Das Blutwunder wiederholte sich hier nicht – die roten Tropfen im Antlitz Marias und des Jesuskindes waren nur gemalt –, aber das Gnadenbild wurde zum Anziehungspunkt für viele Gläubige, die von nah und fern herpilgerten. Bald kam es ebenfalls zu ersten Wunderheilungen, die von Pfarrer Mietinger sorgfältig protokolliert wurden. Da der Pilgerzustrom aus allen Teilen Badens, Württembergs und Bayerns sowie aus Böhmen und Österreich ständig anschwoll, wurde die alte um 1500 erbaute Pfarrkirche allmählich zu klein und – dank großzügiger Spenden und tatkräftiger Unterstützung seitens der Bevölkerung – eine neue, geräumigere 1697 ihrer Bestimmung übergeben. Unter Mietingers Nachfolgern mehrte sich die Zahl der Wunderheilungen rapide, parallel dazu wurde das Gotteshaus künstlerisch repräsentativ um- und ausgestaltet. Die restriktiven Veränderungen im Gefolge der französischen Revolution brachten das Wallfahrtswesen in Bergatreute ausgangs des 18. Jahrhunderts fast völlig zum Erliegen. Aufwärts ging es erst wieder 1866. Nach weiterem Abschwung während des zweiten Weltkriegs erfreut sich dieses spezielle Zentrum oberschwäbischer Volksfrömmigkeit nunmehr abermals anhaltenden Zuspruchs und die Verehrung der Bergatreuter Madonna del Sangue seit Jahren einer neuen Blüte.

Gerhard Winkler